

Charlotte Thomas

Der Blitzkerl

Knabes
Jugendbücherei



KNABES JUGENDBÜCHEREI
CHARLOTTE THOMAS · DER BLITZKERL

CHARLOTTE THOMAS

Der Blitzkerl

Erzählung um Benjamin Franklin



GEBR. KNABE VERLAG WEIMAR
1984

Illustrationen und Umschlagentwurf von Hans Wiegandt

4. Auflage

GEBR. KNABE VERLAG WEIMAR

Lizenz-Nummer 360-500/8/84 – 7501

Satz und Druck: Druckhaus Weimar

Einband: Druckerei Fortschritt Erfurt

Für Leser von 12 Jahren an

Bestell-Nr. 7885109

00360

**Er entriß dem Himmel den Blitz
und den Tyrannen das Zepter**

D'Alembert

Ein kluges Bürschchen

In Boston, der Hauptstadt der nordamerikanischen Provinz Massachusetts, hat der Winter des Jahres 1717 frühzeitig Einzug gehalten. Die fächerartig ausgestreckten Äste der beiden Kastanien vor dem breiten Steinhaus in der Milchstraße neigen sich unter ihrer Schneelast tief vor der hellen Holztafel über der Eichentür, auf der in verschnörkelten Buchstaben eingeschnitzt steht:

Josiah Franklin

Lichtzieher und Seifensieder

Meister Franklin rollt ein Faß Talg in den Arbeitsraum hinter dem Laden, rumpelt es gegen die verräucherte Wand und richtet es auf. Dann bindet er sich einen Lederschutz vor und schaut unwillig zur Tür. „Wo der Bengel nur wieder steckt?“ murmelt er in seinen Schnauzbart.

Da klappern Holzpantoffeln über den hartgefrorenen Boden des Hofes. Benjamin Franklin schleppt einen grünen geflochtenen Weidenkorb mit Holzscheiten. Der Novemberwind faucht ihn von der Seite an. Ein Frostschauer rieselt dem Jungen die bloßen Unterarme herauf bis zu den aufgekrepelten wollenen Hemdsärmeln. Aber schon hat Ben die Tür der Werkstatt erreicht, drückt mit dem rechten Ellenbogen die Klinke nieder und tritt in den Arbeitsraum. Hitze, feuchter Dunst, die scharfen Gerüche von siedendem Fett, ätzender Lauge, die mit dem süßlichen Duft getrockneter Rosenblätter und Veilchenblüten vermischt sind, schlagen ihm entgegen.

Ben stößt mit dem rechten Bein die Tür zu und schüttet dann die klobigen Holzstücke neben den großen Herd.

Der Vater steht vor dem eingemauerten Kessel und rührt mit einer langen Holzkelche eine dickflüssige Masse.

„Soll ich nachlegen?“ fragt der Junge.

„Nein!“ bekommt er zur Antwort. „Kümmere dich um die Formen! Der Seifenleim ist fertig.“



Ben rückt einen Schemel vor eine der Horden, die, mit der Decke fest verbunden, eine ganze Längswand der geräumigen Werkstatt einnehmen, schiebt sich mehrere der Blechformen auf den linken Arm, trägt sie zum langen, weißgescheuerten Holztisch.

Fast wie beim Bäcker, überlegt er. Die Formen gleichen den Kuchenblechen, sind aber nur halb so breit. Doch dafür ist ihr Rand um so höher. Ob es mir wohl in einer Backstube besser gefallen würde? Nein! Ich glaube, ich könnte mich auch dort nicht wohl fühlen!

Da wird er angerufen: „Eimer und Kelle!“ Ben greift zu und läuft zum Herd. Der Vater schöpft den Eimer voll und stellt ihn auf den Schemel

neben den Tisch. Ben füllt die Formen. Der Vater rührt inzwischen weiter und bringt dann den zweiten vollen Eimer. So geht es, bis der Kessel leer ist. Während der Vater die Formen zum Trocknen in die Horden schiebt, schaufelt Ben den Rest der Glut in einen kleineren Herd und legt Holzscheite nach, setzt auf das Feuerloch einen blitzenden kupfernen Kessel und wirft einen Klumpen Talg hinein. Dann dreht er den Kopf zum Vater und fragt: „Welche Größe?“

„Drei!“

Ben geht an das Wandregal, nimmt die mittlere der Holzboxen mit geschnittenen Dochten und zwei längliche, schmale Holzwanne herunter und stellt alles auf den Fenstertisch.

Als der Talg zu brodeln und zu zischen beginnt, tritt Vater Franklin an den Herd, rückt den dampfenden Kessel beiseite, schließt das Feuerloch mit einer Eisenplatte, füllt flüssigen Talg in eine Henkelkanne, gießt die mit Blech ausgelegten Wannen halbvoll und sagt: „So, nun können wir anfangen!“

Ben nimmt das Ende eines geflochtenen Baumwollfadens zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, legt ihn lang in die flüssige Masse und zieht ihn langsam wieder heraus, hält ihn gerade über die Wanne, bis der Talg abgekühlt ist, und zieht den Faden von neuem durch die Talgmasse, so lange, bis endlich die Kerze, das Licht, wie es allgemein genannt wird, die nötige Stärke aufweist.

Dabei hat der Junge Zeit, darüber nachzudenken, was er in der Schule gelernt und was er gelesen hat. Denn mit Büchern beschäftigt er sich am allerliebsten. Vaters Predigtbücher, in der Wohnstube auf dem Sims, kennt er alle.

Von den ersparten Pennies, die er als Botenlohn beim Austragen von Seife und Kerzen erhielt, kaufte er sich „Die Pilgerreise“ des englischen Kesselflickers und Dichters John Bunyan, die er in der Buchhandlung ausgestellt sah.

Ben hebt den Kopf. Die Eisblumen am Fenster verlieren durch die Hitze im Raum ihre Blüten und Formen. Wasser tropft auf das Fensterbrett. Die Scheiben werden klar und durchsichtig. Der Junge guckt nach den segelnden Wolkenballen am Himmel. Er möchte auch reisen. Auf einem Schiff! Über das Meer! Er schielt dann zum schweigenden Vater hinüber und fragt: „Sind wir eigentlich Engländer?“

Josiah Franklin sieht seinen Sohn erstaunt an und antwortet kurz:

„Nein!“

„Wir sprechen aber ihre Sprache.“

„Großvater Folger spricht Irokesisch, er kann sich auch mit dem Indianerstamm der Algonkin verständigen und ist doch kein Indianer. Die Sprache zeigt nicht immer die Heimat des Menschen an.“

„Aber wir sind doch eine englische Kolonie, und du bist in England geboren.“

„Freilich über dreihundert Jahre lang wohnten die Franklins auf einem Freigut im Dorf Ecton in der englischen Landschaft Northamptonshire. Unser Name bedeutet ja Freisasse. Daneben betrieben unsere Vorfahren das Schmiedehandwerk. Von allem Anfang an aber haben auch sie nicht dort gelebt. Die ersten Franklins mögen wohl im sechsten Jahrhundert mit den Sachsen vom Festland gekommen sein. Damals sind Völker gewandert, so wie heute noch Familien auswandern. Dorthin, wo es Land gibt und Freiheit.“

„Hatten wir nicht auch Land in Ecton?“

„Das reichte nicht für alle. Und dann konnten wir dort nicht so leben, wie es unser Glaube vorschrieb.“

„So gab es dort keine Freiheit?“

„Nein. Wir wurden vertrieben. So wie die Pilgerväter, die 1620 mit der ‚Mayflower‘ hierherkamen.“

„Ich weiß, Vater, am 10. Dezember, dem Altvatertag, den wir immer feiern.“

„Sie verließen ihre Heimat. Nicht durch äußere Gewalt. Doch durch inneren Zwang.“

„Das verstehe ich nicht, Vater.“

„Dein Großvater Thomas lebte in Ecton als Bauer und Grobschmied. Ich war der jüngste seiner vier Söhne. Der älteste erbt Hof und Schmiede. Wir anderen mußten ebenfalls ein Handwerk erlernen. Und da war noch etwas anderes: Unsere Familie bekannte sich früh zur reformierten Glaubenslehre. Sie ließ sich auch durch die Verfolgung der katholischen Königin Maria nicht davon abbringen.“ Der Mann hält inne. Wie lange ist das schon her, denkt er und streicht mit der Hand über seine Stirn.

Ben drängt: „Erzähle weiter!“

„Ich erinnere mich noch besonders daran: Der Großvater besaß eine Bibel. Das war streng verboten. Um sie sicher zu verbergen, hatte er

sie aufgeschlagen auf der Unterseite eines breiten Stuhlsitzes festgebunden. Wenn er sonntags daraus vorlesen wollte, nahm er den Sitz heraus und legte ihn umgedreht auf seine Knie. Während er las, mußte ein Kind an der Tür aufpassen, denn die Schnüffler des geistlichen Gerichts waren immer unterwegs.“

„Das imponiert mir mächtig!“ ruft Ben begeistert und hält die gezogene Kerze näher an seine Augen, um festzustellen, ob sie schon stark genug ist, taucht sie dann aber noch einmal in die Wanne.

„War Großvater auch im Gefängnis?“

„Wie kommst du denn darauf, Junge?“

„Nun, John Bunyan hat doch ungefähr zur gleichen Zeit wegen unerlaubten Predigens zwölf Jahre im Gefängnis zubringen müssen, weil er es nicht verstand, ‚mit dem Strom zu schwimmen und vor dem Wind zu segeln‘, wie er in der ‚Pilgerreise‘ Herrn Eigensinnig sagen läßt.“

Josiah blickt seinen elfjährigen Sohn kurz von der Seite an. Der Junge spricht wie ein Gelehrter von seinen Büchern! Dann erzählt er weiter: „Es war eine schlimme Zeit. Beinahe wäre es mir auch so ergangen. König Karl II. führte die anglikanische Kirche wieder ein, die zur Zeit Cromwells bestanden hatte. Sie verbindet die protestantische Lehre mit dem katholischen Kult. Prediger der freikirchlichen Richtung, sogenannte Nonkonformisten, hielten religiöse Zusammenkünfte ab. Ich bekannte mich zu ihnen. Unsere geheimen Erbauungsstunden wurden verboten. Jede Ungerechtigkeit aber geht gegen mein Gewissen. Ich wanderte zusammen mit deinem Onkel Benjamin, mit meiner Frau und drei Kindern 1682 aus.“

Josiah zieht bedächtig das fertige Licht aus der Wanne und läßt es trocknen. „Wir gaben unsere Heimat“, spricht er weiter, „unser Vaterland auf, um mit Gleichgesinnten unserer Sprache eine neue Heimat zu bilden, mit Recht und Gesetz ein Volk zu werden in einem andern Land.“

Die helle Wintersonne scheint durch das breite Fenster. Ein Strahl streift das aufgeschlossene Gesicht Bens, als er zum Vater aufblickt.

„Hier in Boston warf unser Segler Anker. Ich blieb in der Stadt. Da ich in meinem Beruf als Färber nichts anfangen konnte, richtete ich mir mein jetziges Geschäft ein. Als die Mutter deiner sieben älteren Geschwister starb, heiratete ich meine liebe Abiah, die Tochter des hochgeehrten Peter Folger.“ Ben nickt. Er ist gern bei seinem Großvater.

der erst Weber war. dann Lehrer wurde und sich doch nie von seinem Webstuhl trennen konnte.

Josiah Franklin macht eine Pause, nimmt einen neuen Docht aus der länglichen Kiste, schaut flüchtig auf den Jungen und erzählt weiter: „Was das Geschäft angeht, hoffe ich, daß du einmal mein Nachfolger wirst! Ich hatte dich ja ursprünglich der Kirche gelobt und schickte dich deshalb auf die Lateinschule. Aber die Familie wuchs. Bei siebzehn Kindern kann man als kleiner Handwerker keinen Sohn studieren lassen, so gern man es auch möchte.“

„Ich wäre lieber auf der Schule geblieben, Vater“, bedauert Ben. „In dem einen Jahre hatte ich schon zwei Klassen geschafft. Das Lernen machte mir großen Spaß.“

„Ja, mein Junge, es hat mir selber leid getan. Der gute Mister Brownell konnte dir dann in seiner Schreib- und Rechenschule nicht mehr viel beibringen. Darum nahm ich dich ganz nach Hause. Ich brauche dich im Geschäft. Aber ich sage dir, wer etwas lernen will, kommt auch vorwärts durch Arbeit an sich selber und im Tätigsein für andere. In der Arbeit liegt die höchste Ehre für die Menschen. Der Erfolgreiche wird vor Königen stehen!“

„Vor Königen stehen“, wiederholt Ben. „das ist ein langer Weg!“ Da ist vom Nebenraum Stimmengewirr zu hören. „Ich glaube, es ist Mittagszeit“, stellt Josiah Franklin fest. „die Schwestern klappern mit dem Geschirr. Wir werden unsere Lichter fertigziehen und dann hinübergehen.“

Dreizehn Geschwister sitzen schweigend um den langen, weißgeschuerten Tisch. Sie blicken erwartungsvoll auf die Mutter. Die große, schlanke Frau mit dem zarten, blassen Gesicht, umrahmt von dicken, blonden Flechten, lächelt immer. Die knapp anliegende, dunkle Bluse ist von einer rüschenbesetzten Latzschürze verdeckt. Die Ärmel halb aufgestreift, teilt sie das Essen aus. Die rotgeschrubbten Hände sind rau und rissig. Bei jeder aufgefüllten Kelle nickt sie den Kindern gütig zu.

Die kleineren Mädchen schieben rasch ihre Schüsseln näher heran und stecken ihre Nasen beinahe bis in die dampfende Suppe. Der Vater steht kerzengerade und ernst am Ende der Tafel. Bei jedem Kind spricht er langsam und andächtig ein kleines Gebet. Es dauert sehr lange, ehe die Kinder zum Löffel greifen dürfen.



Besonders Benjamin empfindet das eintönige, nutzlose Warten bei Tisch sehr lästig. Er möchte viel lieber die Zeit nützen. Sechs, sieben Seiten aus meinem Buch könnte ich inzwischen lesen! Oder zum Hafen laufen und wieder zurück! Unruhig rutscht und zappelt er auf seiner Sitzbank hin und her, bis die Mutter ihn leise ermahnt.

Wenige Tage später, als bei Franklins ein fettes Schwein geschlachtet wird, soll Ben seinem Vater helfen. Aber er ist gar nicht bei der Sache, starrt gelangweilt in die Luft und steht untätig herum.

Josiah Franklin hackt Fleischstücke klein und packt sie in Fässer. Nach einer Weile mahnt er: „Ben, du träumst wieder! Schnell, das Salz! Nimm die große Kelle!“

Ben greift in den Sack. Da lacht er laut auf.

„Was hast du denn?“ fragt der Vater.

„Weißt du, welches das vornehmste unter den Tieren ist?“

„In alten Sagen gilt der Löwe als König der Tiere!“

„Nein, es ist das Schwein!“

„Das Schwein als Gentleman – du machst schon Späße!“

„Doch, es stimmt! Großvater Folger hat es mir erzählt. Alle Tiere müssen arbeiten: das Pferd, der Ochse, der Esel, ja sogar der Hund. Nur das Schwein braucht es nicht. Es frißt, säuft, so viel es will, geht

spazieren, schläft, wann es ihm gefällt, kurz und gut, es lebt wie ein vornehmer Herr!“

Josiah muß jetzt auch lachen. „Und nach seinem Tod wird sein Fleisch aufgeteilt wie die Hinterlassenschaft eines Lords.“ Vater Franklin überblickt seinen Fleischvorrat. „Und unsere Lordschaft wird uns wieder zwölf Monate hindurch satt machen müssen.“

Ein langes Jahr bei Tisch still sitzen, geht es Ben durch den Kopf, und er schlägt dem Vater vor: „Wie wäre es, wenn du heute gleich über den ganzen Vorrat ein für allemal das Tischgebet sprechen würdest! Du könntest viel Zeit sparen, und wir . . .“

Vater Franklin blickt seinen Sohn so erstaunt an, daß er nicht weiter spricht. Dann erklärt er sehr ernst: „Dein Vorschlag mag praktisch sein, ist aber nicht gut, denn er verstößt gegen unsern Brauch!“

Josiah wird abberufen und verläßt den Vorratsraum.

Benjamin aber rechnet: Jeden Tag über eine Stunde Tischgebete – in einer Woche sieben Stunden, in einem Monat über dreißig Stunden, in einem Jahr . . .

Ben stapft durch den Schnee. An seinem linken Arm baumelt ein großer Henkelkorb aus hellem Weidengeflecht. Ein längliches Päckchen, mit braunem Packpapier umwickelt, liegt darin, Das letzte. Der Junge ist den ganzen Tag unterwegs gewesen, Wachskerzen auszutragen. Das Christfest ist nahe. Es beginnt schon zu dämmern. Der Ostwind fegt über die Straße und zwickt an den Ohren. Der Junge schlägt den Kragen seines Rockes hoch und zieht die abgetragene Pelzmütze, die schon vorher viele Winter den älteren Bruder wärmte, über die Ohren.

Da saust ihm plötzlich ein fester Schneeball ins Kreuz. Ben dreht sich schnell um. Schon trifft ihn ein zweiter Ball an den Kopf, und eine Horde Jungen jöhlt: „Benjamin – fang ihn!“

Ben greift nach dem Päckchen im Korb und stopft es in die Tasche seines Wamses, hält sich den Korb vor das Gesicht und rennt auf die Angreifer los. Sie empfangen ihn mit einem Hagel von Geschossen. Doch schon ist er mitten unter ihnen, schiebt den Korb über Kopf und Arm auf den Rücken und faßt mit beiden Händen zu. Schneebälle zu machen, dafür ist jetzt keine Zeit mehr. Ben bückt sich zwar, packt aber durch die Beine den größten Jungen und zieht ihn mit einem Ruck nach vorn. Und ehe sich ein zweiter versieht, zappelt der ebenfalls im

Schnee. Andere stolpern darüber oder werden unsanft zu Fall gebracht. Die Umstehenden brechen in lautes Gelächter aus. Die ganze Meute ist jetzt auf Bens Seite. Die am Boden Liegenden rappeln sich auf. Sie sind wütend. Aber sie müssen wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen.

Ben streift in aller Ruhe den Korb wieder ab, sagt kurz: „Macht weiter!“ und geht davon. Fröhlich pfeift er ein Lied. Nur noch um die rechte Straßenecke, und er ist bei Folgers.

Das kleine Häuschen mit dem verschneiten Dach erscheint dem Jungen größer als sonst. Es sieht überhaupt ganz anders aus als in der warmen Jahreszeit. Gar nicht so heimelig und vertraut. Die Bäume und Sträucher, welche die Vorderfront und Giebelseiten beschatten oder, wie Großvater es sagt, behüten, sind kahl und durchsichtig. Nur der graue Rauch kräuselt sich gemütlich über dem Schornstein.

Trent, der zottige Schäferhund, schlägt wie gewöhnlich laut und vernehmlich an, als Benjamin sich vor der Tür die Schuhe vom Schnee reinigt.

Großvater Folger sitzt im Arbeitsraum hinter dem Webstuhl unter einer dickbauchigen Öllampe mit einem runden Blechschirm. Er blickt nur flüchtig auf und brummt etwas in den grauen Vollbart. Der Alte läßt sich bei seiner Tätigkeit durch niemanden stören.

Ben stellt den Henkelkorb neben die Tür, legt das Päckchen mit den Kerzen auf den Tisch. Folger sieht dem Jungen nach und nickt ihm freundlich zu. Der geht langsam zum Kamin, hockt sich neben Trent nieder und streichelt den Hund, der sich wohligh ausstreckt.

In das Klappern des Tretbalkens und das Rücken der Webschäfte sagt Ben: „Du könntest doch mal aufhören, Großvater!“ Folger schüttelt den Kopf. „Verlorene Zeit findet man nie wieder!“

„Aber du hast dir die Altersruhe doch redlich verdient!“

„Soll ich etwa nichts mehr tun? Nein, mein Junge! Faulheit frißt mehr am Leben und nützt schneller ab als Arbeit! Außerdem sind meine Hände und Füße so geübt, daß sie den Kopf nicht brauchen. So vermag der Geist ruhig zu denken, der Mund zu sprechen. Ich habe schon auf dich gewartet.“

Ben steht auf, rückt einen Schemel neben Folgers Sitz und setzt sich. „Ich konnte nicht eher kommen. Wir haben jeden Tag vom frühen

Morgen bis zum späten Abend Wachskerzen gezogen.“

„Da ist wohl deine Lieblingsbeschäftigung, das Lesen, zu kurz gekommen?“

„Hm!“ macht Ben und krault Trent, der sich vor ihm aufgebaut hat, die Kehle.

Der Alte lächelt still. Er hat herausgehört, was der Enkel mit dem Stoßseufzer ausdrücken wollte. So fragt er ablenkend: „Bist du mit der ‚Pilgerreise‘ fertig?“

Wieder antwortet Ben nur kurz: „Ja.“

Folger aber läßt nicht locker. „Bist du auch gut durch das dunkle ‚Todeschattental‘ gekommen?“

Jetzt wendet sich Ben lebhaft dem Großvater zu. „Es war das schönste Stück der Reise der Pilger in den Himmel. Was hier geschrieben steht, ist so fein gesagt, daß ich jeden Satz zweimal gelesen habe.“

„So achtetest du besonders auf die Sprache?“

Der Junge nickt. „Ich möchte auch mal so schön schreiben können.“

„Recht so!“ murmelt der Alte und knibbelt zwei gerissene Webfäden zusammen.

Der Knabe berichtet weiter: „Jetzt lese ich, wenn ich abends Zeit habe und nicht vor Müdigkeit im Bett einschlafe, ‚Die Lebensbeschreibungen von Plutarch‘. Was der alles über die bedeutenden Männer seiner Zeit, aus Griechenland und dem alten Rom, zu erzählen weiß! Es ist leider nur ein Band. Ich fand ihn neulich unter Vaters Büchern, die in einer Kiste in der Dachkammer liegen. Das gefällt mir sehr. Ich möchte viel mehr aus der Geschichte aller Länder erfahren.“

„Das kannst du!“ Peter Folger rutscht jetzt doch von seinem Webstuhl herunter, streckt beide Arme aus, reckt sich, daß die morschen Knochen in den Gelenken knacken, und geht zur Tür. „Komm mit!“ ruft er.

Trent rennt vorweg. Ben nimmt seinen Korb in die Hand und folgt dem Großvater in die Wohnstube.

Großmutter sitzt in einem Lehnstuhl neben dem Kamin und ist über ihrer Stopfarbeit eingenickt. Sie schreckt auf, als Ben, die Pudelmütze in der Hand, zu ihr tritt, um sie zu begrüßen. Sie sieht den Korb und sagt: „Hu, Junge, bei dem Wetter mußt du wieder Ware austragen?“

„Ach, Großmutter“, beruhigt sie Ben, „das macht mehr Spaß als in der Werkstatt stehen.“

Folger hat einen Fidibus aus dem geschnitzten Holzbehälter auf dem kleinen Schreibsekretär genommen, am Kaminfeuer angebrannt und zündet die Tischlampe an. Er stülpt den bunten Schirm, auf dem, von grünen Blättern umgeben, rote und gelbe Rosen leuchten, wieder über die Glocke. Behaglichkeit breitet sich mit mattem Lichtschein im Raum aus.

Der leicht verschossene Wandteppich belebt sich. König Fingal, der schottische Sagenheld, reitet in goldener Rüstung auf einem Schimmel durch ein tiefes Felsental, gefolgt von seinen Mannen. Auch auf dem altersgrauen Gemälde daneben scheinen der breitgestirnte Mann im Vollbart, das schmale Gesicht der Frau im hohen Stuartkragen, Peter Folgers Großeltern, zu lächeln.

Freundlich lächelt auch der ehemalige Schulmeister, als er Ben eine ganze Handvoll schmaler Bändchen reicht, die er vom Bücherbord genommen hat. „Die schenke ich dir!“

Ben nimmt die Weihnachtsgabe mit strahlendem Gesicht entgegen, geht zur Lampe, schlägt eins der Büchlein auf, liest laut: „Burton, Gesammelte Geschichten“ und ruft begeistert: „Au fein, Großvater! Ich danke dir!“



Folger schmunzelt. „Das ist noch nicht alles!“ Er zeigt zum Wandbrett. „Sieh nur! Da steht noch mehr von der Sorte. Im ganzen sind es vierzig bis fünfzig Fortsetzungen. Genau weiß ich es nicht mehr. Die kannst du dir alle nach und nach holen! Da dürfte dein Bedarf wohl fürs erste gedeckt sein. Übrigens nach der Reihenfolge brauchst du nicht zu sehen. Du kannst sogar das Rückwärtslesen bei Burton lernen!“

Peter Folger lacht so laut, daß sogar Trent, der wieder am Ofen liegt und schläft, aufwacht und zu knurren beginnt.

Folger schlurft zur Fensterwand. In einer langen Reihe, hintereinander, hängen verschiedene Tabakspfeifen. Er nimmt eine mit einem langen Mundstück, greift zum ledernen Tabaksbeutel, stopft beinahe feierlich den hohen, schmalen Kopf.

Ben steht noch immer am Tisch und blättert in einem der Bändchen. Als Folger jetzt einen Fidibus über die blakende Lampenflamme hält, um den Tabak in Brand zu setzen, schaut der Junge auf. „Stehen da auch Geschichten von Indianern drin?“

Der Alte schmunzelt und hält dem Jungen die indianische Pfeife entgegen. „Auf diese Frage habe ich, wie du siehst, schon gewartet.“ Er weist auf einen Polsterstuhl, rückt seinen Lehnstuhl herum, so, daß sein Gesicht im Schatten liegt, setzt sich und antwortet: „Nein! Bis jetzt gibt es keine gedruckten Berichte über Indianer, außer Greuelgeschichten in den Zeitungen. Und die brauchten nicht gedruckt zu werden. Denn es gibt keine ehrlicheren, friedlicheren und gesinnungstreueren Menschen als sie.“

„Aber Großvater, ich weiß genau, sie haben die Kolonisten schon öfter überfallen!“ widerspricht Ben lebhaft.

Folger pustet den Rauch der Pfeife von sich. „Ganz recht, mein Junge. Aber sie sind dazu gezwungen worden. Indianer sind kein Freiwild, das man einfach abknallen kann. Es sind Menschen, die sogar in mancher Hinsicht höher stehen als zivilisierte Europäer. Ich darf das wohl sagen, denn ich kenne sie wie kein anderer. Ich habe nicht nur jahrelang meinen Vater auf seinen Tauschhandelsreisen begleitet, ich durfte auch einmal sieben Monate lang bei ihnen leben.“

„Ganz allein?“ fragt Ben erwartungsvoll.

„Natürlich. Ich war damals nicht viel älter als du, und ich kann dir sagen, ich habe während dieser Zeit weder Vater noch Mutter vermißt.“ Ben sperrt den Mund auf und horcht. Seine großen Augen hängen an

Folgers Lippen. „So bist du mit den Indianern immer herumgezogen, von einem Lagerplatz zum andern, und hast im Wigwam geschlafen? Du, das muß wunderbar gewesen sein!“

Folger lächelt nachsichtig. Die Runzeln in seinem hagern Gesicht vertiefen sich. Sie gleichen der rissigen Borke einer alten Weymouthskiefer. „Ich muß dich leider enttäuschen, mein Junge. Die Mohawk, bei denen ich war, wohnen wie alle Stämme der Irokesen in Holzhäusern, die noch größer sind als unsere, weil mehrere Familien darin leben. Gewiß, so ausgestattet wie hier“, er hält die Spitze seiner Pfeife nach vorn und macht mit dem Arm eine kreisende Bewegung, „sind ihre Stuben nicht. Auch schlafen die Bewohner nicht in Betten, sondern nur auf Fellen. Aber so etwas gibt es auch bei den weißen Völkern, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Felle haben und nicht, der Einfachheit halber, bloß Stroh nehmen.“

Über Bens Gesicht huscht eine leichte Röte. Er denkt an das Schlaflager seiner Geschwister und an seine Bettstatt. Aber dann fragt er weiter: „So ziehen die Mohawk nicht von einem Jagdgrund zum andern?“

Folger saugt an seiner Pfeife. Es schmirgelt im Mundstück. Der Alte schüttelt den Kopf. „Wer ein festes Haus bewohnt, muß seßhaft sein, Acker und Vieh besitzen. Wohl gehen die Männer noch auf Jagd. Die Hauptnahrung aber bilden Mais, Bohnen und Milcherzeugnisse. Auch Zucker wird aus dem Saft des Süßahorns gewonnen. Aber solche Arbeiten verrichten die Frauen.“

„So sind sie auch nur Arbeitstiere, wie Mutter von sich manchmal sagt“, fährt es Ben heraus.

Großvater Folger runzelt die Stirn. Wie kann die gute Abiah nur so sprechen! Sie fühlt sich doch wohl inmitten ihrer Kinderschar. „Siehst du, da ist schon etwas, was die Rothäute uns Weißen voraushaben. Für uns gilt das Bibelwort: Das Weib sei untertan dem Manne und schweige in der Gemeinde. Die Indianerin aber als Ernährerin ihrer Familie ist geachtet wie der Mann und besitzt auch das Recht, in der Gemeindeversammlung zu reden und mit abzustimmen. Daß sie mit Pfeil und Bogen umzugehen versteht, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Sith, die Squaw, also die Frau des Häuptlings Blaufeder, bei der ich zu Gast war, lehrte mich das Schießen und das Werfen mit dem Beil, dem Tomahawk. Weiter geübt habe ich es dann mit den Mohawkjungen.“

„Schade, sehr schade, daß ich nicht auch . . .“, beginnt Ben den Satz.

Doch der Großvater unterbricht ihn. „Das geht heute nicht mehr, mein Junge. In den Jahrzehnten, die dazwischen liegen, hat sich vieles geändert. Das Verhältnis mit unsern Nachbarn ist leider längst nicht mehr so gut. Schuld daran sind wir. Das heißt einige der Unseren, die mit der Masse der Siedler aus England kamen. Faulenzer, Diebe, Verbrecher, die schnell zu Reichtum kommen wollten. Sie hielten sich nicht an die Verträge mit den ‚Wilden‘, nahmen sich einfach, was sie sich wünschten, schossen nieder, was ihnen in den Weg trat. Kein Wunder also, wenn sich die Indianer wehrten und ebenfalls zum Angriff übergingen.“

„Wie konnte das geschehen?“ fragt Ben. „Sind wir nicht alle Puritaner, die nach dem Bibelwort leben?“

Folger klopft seine Pfeife aus, legt sie beiseite und antwortet nur zögernd: „Behalte du deinen Glauben, Ben! Doch im Sein ist vieles nur Schein! Schon die frommen Pilgerväter, die nun vor bald einhundert Jahren als erste nach Neuengland kamen, überfielen hinterrücks einen Stamm der Algonkin. Der gefangene Häuptling Vittachuco sagte zu seinen Widersachern: ‚Was, ihr wollt das Wort der Liebe lehren und uns die Zivilisation bringen? Nein, Mörder seid ihr und Räuber!‘“

„Ja, Großvater, da hatte er wohl recht!“

„Hätten nur alle so gehandelt wie William Penn, der Begründer Pennsylvaniens. Er schloß einen ewigen Freundschaftsbund mit den Delaware, und seine Glaubensbrüder, die Quäker, hielten sich daran. Und nicht einem von ihnen wurde je von den Eingeborenen ein Leid zugefügt.“

„Quäker“, wiederholt Ben, „ja, jetzt weiß ich es wieder, das ist die ‚Gesellschaft der Freunde‘, die der Schuhmacher Fox in England gründete. Sie gehen nicht in die Kirche, halten ihre Andachten für sich und sind gegen jede Unterdrückung, auch gegen die Sklaverei.“

„Das hast du gut gelernt! Einen rauf!“ scherzt der ehemalige Schulmeister. „Doch auch die Quäker konnten es nicht verhindern, daß Schiffe, beladen mit Negersklaven, am Kai von Philadelphia gelöscht werden.“

Großmutter Folger, die noch einmal in ihrem Lehnstuhl eingenickt war, erhebt sich jetzt, streicht mit der Hand über ihr volles, weißes Haar und verläßt fast geräuschlos das Zimmer. Ben sieht ihr nach. So leise wie unsere schwarze Katze zu Hause huscht Großmutter durch

den Raum, denkt er und wendet sich dann wieder Folger zu. „Sag mal, Großvater, hast du denn bei den Mohawk auch mal einen Überfall erlebt?“

Folger schmunzelt. In seinen schwachen Augen sprüht es. Er fühlt sich wieder jung, wenn er von den Indianern erzählen kann. In seiner Stimme schwingt die Freude an der Erinnerung mit. Der Junge läßt heute nicht locker, hält den Faden in der Hand wie beim Spinnen.

„Also schön!“ beginnt Folger seine Geschichte. „Sith besaß eine zwölfjährige Tochter. Sie wurde kurz Chin genannt. Ihr eigentlicher Name war viel länger und bedeutete soviel wie ‚zarte Blume‘. Sie war mir wie eine Schwester. So wie ich Irokesisch, wollte sie gern Englisch lernen. Also suchten wir beide jede Gelegenheit, miteinander zu sprechen. Ich begleitete sie in den Wald, suchte mit ihr Pilze, Wurzeln und Kräuter und half ihr beim Unkrautjäten auf dem Feld. Sie war groß und schlank und trug meist ein helles Leinenkleid. Ihr langes, dunkles Haar, in zwei dicken Zöpfen geflochten, reichte ihr bis an die Kniekehlen.

Eines Tages kam ihr Vater von der Jagd zurück und erzählte, er hätte unterwegs den Sohn des Häuptlings der Wyandot, die am Fuß der grünen Hügel lebten, getroffen. ‚Und weißt du, was er wollte?‘ fragte er seine Frau.

Sith sah zu ihm auf.

„Unsere Chin!“

„War das ein Scherz?“

„Nein, er machte mir ein ernsthaftes Angebot!“

„Kennt er denn nicht unsere Gesetze?“

„Ich erklärte ihm, daß meine Tochter nur die Frau eines Irokesen werden würde. Darauf fragte er höhnisch, ob er mir nicht gut genug wäre. Ich erwiderte ruhig: Du willst mich nicht verstehen. Da ging er ohne Gruß. Ich fürchte, wir treffen noch einmal unliebsam aufeinander.“

Großvater Folger macht eine Pause und blickt zu Ben hinüber der den vorgestreckten Kopf mit beiden Händen stützt. „Hat Blaufeder recht behalten?“

„Ja, zwei Tage später, am frühen Vormittag pflückte Chin auf dem Feld Bohnen. Das Ackerstück lag hinter einem kleinen Hügel, nicht weit vom Ahornwald entfernt. Das Mädchen war allein. Sie summte leise vor sich hin und achtete nur auf ihre Arbeit.

Plötzlich stand der junge Wyandot vor ihr. Wie aus dem Boden gewachsen. Chin erschrak heftig und griff nach ihrem Korb auf der Erde. Der Indianer, so erzählte sie später, redete sehr freundlich mit ihr und bat sie wiederholt, mit ihm zu kommen. Um die veralteten Stammesgesetze brauchte sich heute niemand mehr zu kümmern.

Chin aber schüttelte nur den Kopf.

Als der Häuptlingssohn einsah, daß er mit höflichem Werben nichts ausrichten konnte, trat er dicht vor das Mädchen, umschlang sie mit dem linken Arm, drückte ihr Gesicht fest an seine Brust, damit sie nicht schreien konnte, hob sie mit dem rechten Arm auf und lief mit ihr eiligst davon.

Ich war zu der Zeit mit mehreren Jungen bei dem alten Medizinmann des Stammes gewesen, der uns Geschichten von großen Häuptlingen und ihren Taten, von indianischen Göttern der Frühzeit erzählte. Als ich nach Hause kam, fragte ich nach Chin. Die Mutter schickte mich aufs Feld. Ich ging los. Die schmalen Wege an den hohen Maisstauden entlang, bis an den Berg rannte ich und rief immer laut und fröhlich: ‚Chin!‘ Doch niemand meldete sich. Da schaute ich mich suchend um und bemerkte zwischen dem Dunkelgrün der Bohnen etwas Helles. Ich lief darauf zu. Es war Chins Weidenkorb. Ich bückte mich, suchte nach Spuren und fand auch sogleich tiefe Eindrücke von Mokassins, den wildledernen Halbschuhen. Ein Mann! stellte ich fest, der eine Last getragen hat. Ich hastete ins Dorf zurück und erzählte, was ich wußte. Der Häuptling rief sofort die Männer des Stammes zusammen. Der Kriegszug gegen die Wyandot wurde beschlossen.“

Ben hat vor Aufregung rote Backen bekommen. „Und dann . . .?“
Folger hebt den rechten Unterarm und läßt ihn wieder fallen. „Von Krieg, mein Junge, rede ich nicht gern. Den mag ich ganz und gar nicht. Fünfundsechzig Mann zogen aus. Sechzig kamen zurück, und jeder trug einen Skalp an seinem Gürtel, manche auch zwei.“

„Und Chin?“

„Das Mädchen brachten sie wieder mit.“

Da tritt Großmutter Folger ins Zimmer. Sie bringt eine runde Schüssel und einen Laib Brot. Folger hebt den Kopf und schnuppert genießerisch. Hm, gebratener Speck!

„Weiß deine Mutter, wo du bist, Benjamin?“ fragt die Frau und blickt durch das Fenster hinaus in die Dunkelheit.

„Ja, Großmutter, ich habe zu Hause gesagt, daß ich zuletzt zu euch gehen würde.“

„Gut, dann kannst du mitessen.“

Ben hat seinen Freund Dave, der auch in der Milchstraße wohnt, zum Baden abgeholt. Kupferschmied Smith wollte zuerst seinen Sohn nicht fortlassen, gab aber schließlich dem ungestümen Drängen Bens nach. „Wenn der kleine Franklin mich mit seinen lachenden Augen ansieht, kann ich ihm nichts abschlagen“, erzählt er später seiner Frau.

Als die beiden Jungen die Häuser hinter sich haben und die warme Sonne ihnen ins Gesicht scheint, stimmt Ben ein Lied an.

„Der Kuckuck ruft, der Sommer ist da!
Es grünen die Saaten, die Wiesen blühen.
Fröhliche Stimmen erschallen im Wald.
Kuckuck, Kuckuck!“

„Wo hast du denn das aufgeschnappt?“ fragt Dave verwundert. „Es ist ein altenglisches Volkslied. Ich fand es gestern abend in einem Buch von Großvater Folger, als ich im Bett noch las. Ein fahrender Sänger hat es einst einem König vorgesungen. Es gefiel mir. Der Sommer ist überhaupt schöner als der Winter. Da können wir baden, schwimmen, rudern und – ja, segeln möchte ich auch. Auf einem großen Schiff. Weit weg!“

Dave fragt nicht weiter. Er kennt die Sehnsucht seines Freundes nach dem großen Wasser, die er selbst gar nicht teilt. Er weiß auch um Bens Gelehrsamkeit. Da kommt er nicht mit, trotzdem er ein Jahr älter und einen Fuß größer ist als Ben. Zwar hat er ebenfalls zwei Jahre die Schreib- und Rechenschule besucht, aber Bücher lesen, das mag er nicht. Er ist mehr für das Praktische. Um Ben von seinen Schwärmerien abzubringen, weist er auf das Päckchen, das der, mit dem Handtuch eingewickelt, unter dem linken Arm trägt. „Was hast du denn da?“

Ben blinzelt Dave schalkhaft an. „Frühstücksbretter!“

„Ist doch Quatsch!“

„Wirst ja sehen!“

„Gehen wir zum Mühlteich?“

„Nein, der Pfuhl ist mir zu schmutzig und zu klein. Ich brauche beim Schwimmen Wellen und Strömung. Am liebsten ginge ich ans Meer. Aber der Charlesfluß tut es auch.“

„Meine Mutter sieht es nicht gern . . .“, wagt Dave schüchtern einzuwenden.

„Hast du Angst?“ unterbricht Ben großspurig den Freund.

Dave pufft Ben in die Seite und brummt: „Mit dir tauche ich noch um die Wette.“

„Pah, tauchen! In die Tiefe kannst du wohl folgen, aber in die Höhe nicht!“ Dabei fährt Ben mit dem Zeigefinger an seiner Stirn vorbei nach oben.

„Fliegen lernst auch du nicht“, meint der gutmütige Dave, „und mit deinem Bücherwissen allein kannst du nichts anfangen! Schwimme über den Charlesfluß nach Newtown, sooft du willst, damit kommst du aber noch lange nicht auf die Hochschule des ehrwürdigen Pfarrers Harvard drüben.“

Es ist bestimmt nicht böse gemeint gewesen, aber dieser Hinweis auf das Theologiestudium, für das Josiah Franklin ursprünglich seinen Benjamin bestimmt hatte und aus dem nichts geworden war, geht Ben doch ein wenig nahe. Doch will er deswegen mit Dave keinen Streit anfangen, denn die Tatsachen sprechen gegen ihn. So fertigt er den Freund etwas hochmütig ab: „Ich werde noch mehr erreichen als das!“ Der Charlesfluß weitet sich vor seiner Mündung in den Hafen buchtenartig in eine Breite von einer halben Meile und einer Länge von gut zwei Meilen aus.

Die Jungen stehen am Fluß vor einem aus Baumstämmen errichteten kleinen Kai. Ein Lastkahn hat daran festgemacht und schaukelt auf den Wellen. Er ist mit mächtigen Rollen beladen. „Weymouthskiefer!“ stellt Dave sachkundig fest. „Mein Onkel wartet schon darauf. Er braucht Bretter für seine Tischlerwerkstatt.“

„Wo kommt denn das Holz her?“ möchte Ben wissen.

„Die Schiffer, die zugleich Händler sind, reden nur vom Hinterland, so hörte ich es bei meinem Onkel. Also aus den östlichen Wäldern. – Aber guck, dort hinten legt ein Indianerboot an.“

Die Knaben gehen dicht heran. Sie hoffen, eine Rothaut zu sehen. Doch es ist ein Weißer. Ein älterer, bärtiger Mann ruft: „Hallo, Jungs, könnt mir mal’n Gefallen tun!“



Ben verzieht etwas den Mund. Ihn lockt das Wasser.

Dave aber fragt freundlich: „Was ist es denn?“

Der Mann springt aus dem Kahn und baut sich, die Hände in den Hosentaschen, schwer und breit vor den Jungen auf, die ihn wegen seiner Behendigkeit erstaunt mustern. Er kaut an einem Tabakblatt, dreht sich um, spuckt ins Wasser und fragt mit knarrender Stimme: „Kennt ihr Peter Folger?“

Ben ruckt den Kopf herum. „Ihr seid Jim, der Trapper!“

Der so Angeredete läßt seine behaarte Rechte, die wie eine Bärenpatze aussieht, auf Bens Schulter fallen und grinst: „Dann bist du wohl gar einer von der Franklinbande!“

„Ja, Benjamin!“

Der alte Jim faßt den Jungen unters Kinn. Freundlich glänzende Augen, umrahmt von dichten Brauen, blicken Ben an. „Natürlich! Peter Folgers Lieblingsenkel! Dann wirst du deinem Großvater Bescheid sagen, daß er heute abend auf mich rechnen kann.“

Ben strahlt. Er weiß, daß Großvater Folger schon lange auf seinen guten Freund Jim wartet. So erwidert er: „Das will ich gern besorgen!“ „Na dann!“ Jim steigt wieder in seinen Kahn, holt einen Packen Felle herauf, klemmt ihn unter den Arm, nickt den beiden Jungen leutselig zu und stapft stadtwärts.

„Ob wohl heute noch was aus unserm Schwimmen wird? Ich muß bald wieder nach Hause“, drängt Dave.

„Komm, wir gehen etwas stromaufwärts“, erklärt Ben, „was ich ausprobieren will, braucht niemand zu sehen.“

Hinter dem Schilf mit den dunklen Keulen des Rohrkolbens liegt eine versandete Landzunge. Hier ziehen sich die Jungen flink aus. Ben wickelt sein Handtuch auf. Vier Brettchen kommen zum Vorschein, einen knappen Fuß lang und einen halben breit.

Dave hat es sofort erfaßt: „Schwimmbretter! Mensch, kein schlechter Gedanke!“ Er begutachtet die Hölzer. „Die mit den Bändern für die Füße und die mit dem Loch“, er steckt den Daumen hindurch, „für die Hände.“

Ben greift wortlos zu den Flossen, legt sie an und watschelt wie eine Ente ins Wasser. Mit kräftigen Stößen treibt er sich vorwärts, viel schneller als gewöhnlich. „Das geht fein“, ruft er Dave zu, der hinter ihm schwimmt, weil er nicht mitgekommen ist. Doch nach wenigen Minuten legt sich Ben auf den Rücken und läßt sich zurück ans Ufer treiben.

Dave folgt ihm, steigt ebenfalls aus dem Wasser. „Du hörst ja so schnell auf? Was ist?“

Ben kneift die Lippen zusammen. Er legt die Bretter ab und reicht sie Dave. „Versuche du es mal!“

Dave tritt auf die Schwimmer, zieht die Bänder fest an und steckt die Daumen durch die Handbretter. Ben greift sich inzwischen abwechselnd an seine Handgelenke und Fußknöchel. Verdammt! Das tut an Armen und Beinen ganz schön weh!

Dave denkt: Was er nur hat? Nach den ersten Schwimmbewegungen aber wird es ihm klar. Es ist ihm, als ob das Wasser dickflüssiger sei als



sonst, als stemme es sich gegen die breiten Schwimmflächen. Er kommt zwar trotzdem noch gut vorwärts, muß aber viel größere Kraft aufwenden, den Widerstand zu überwinden. Das jedoch vermögen Arme und Beine nur kurze Zeit durchzuhalten.

Dave will schon umkehren. Da aber beißt er die Zähne zusammen. Nein! Ich will dem Kleinen mal zeigen, daß ich mehr kann als er! Er läßt sich einige Augenblicke treiben und rudert weiter. Schon macht sich die Strömung bemerkbar. Dave gibt nicht auf.

Ben blickt ihm gespannt nach. Plötzlich sieht er, wie Dave versucht, sich auf den Rücken zu drehen. Nach einiger Mühe gelingt es ihm schließlich.

Was macht er denn? fragt sich Ben. Nichts! Er liegt einfach still, läßt sich treiben! Aber, aber! Das geht doch nicht! Will er denn im Hafen landen? Ben bekommt es mit der Angst zu tun. Er rennt los. Überholt Dave, der sich jetzt endlich bemüht, aus der Strömung herauszukommen. Ben erblickt an der Ablage Jims Kahn, springt einfach hinein, löst die Kette vom Pfosten, ergreift das Ruder, stößt ab und schreit aufgeregt Dave zu: „Paß gut auf! Ich komme!“

Ben hat nicht Zeit, sich zu setzen, das zweite Ruder klarzumachen. Er bleibt achtern stehen und treibt das schmale, spitze Kanu mit kräftigen Paddelstößen vorwärts.

Dave liegt jetzt auf der Seite. Er hat sich von den Handtellern frei gemacht und krault in Richtung auf das Ufer, holt dabei mit offenem Mund tief Luft und prustet das Wasser von sich. In seinen Augen flakert die Angst, denn seine Arme beginnen zu erlahmen.

Ben bemerkt das mit Schrecken. Er kennt seinen Freund ganz genau. Er sieht auch, daß an dessen Beinen anscheinend etwas nicht in Ordnung ist. Er packt das Paddel fester. Der Schweiß läuft ihm über seinen nackten Körper. Er japst! Seine Pulse fliegen! Tränen steigen in seine Augen! Er jammert: „Lieber Gott . . . hilf!“

Endlich ist das Boot auf der gleichen Höhe mit dem Schwimmer. Ben wirft das Ruder in das Kanu, kniet sich hin, packt Dave an den Schultern, der sich sofort an der Bordwand festklammert. Dann versucht er ihn ins Boot zu ziehen. Es gelingt nicht. Dave vermag die Beine nicht zu heben. Das Kanu droht zu kentern.

„Ich habe den Krampf drin!“ stößt Dave angstverzerrt hervor. „Halte dich fest!“ bestimmt Ben, der jetzt ruhig geworden ist, „ich bringe dich mit dem Boot ans Ufer.“

Hinter der Ablage landet Ben mit seiner Last. Er zieht Dave ans Land, bindet ihm die Schwimmbretter von den Füßen und wirft sie in den Fluß.

Dave streckt seine Beine lang aus, reckt sich. Stöhnt leise. Um seinen Mund zuckt es. Dann aber läßt der Schmerz langsam nach. Dave rappelt sich auf. Unwillkürlich greift er mit der Rechten an seinen Kopf. Ihm schwindelt.

Ben ist blaß und mäuschenstill. Er hält dem Freund beide Hände hin, hilft ihm beim Aufstehen. Ablenkend sagt er: „Wir müssen das Boot wieder hinbringen; wo es gelegen hat. Sonst findet es Jim nicht.“

Dave nickt.

Beide klettern ins Kanu, lassen sich zurücktreiben und machen das Boot wieder fest. Auf der Sandbank ziehen sie sich wortlos an und gehen langsam zurück. Sie reden noch immer nicht. Sie schämen sich einfach voreinander. Ich trage die Schuld, daß er beinahe verunglückt ist, macht sich Ben Vorwürfe. Und Dave ist auf sich selber wütend: Warum mußte ich mich auch so dicketun – ich Ochse!

An der Kreuzung von Markt und Milchstraße bleibt Ben stehen und sagt kurz: „Ich gehe gleich noch zu Folgers. Also bis morgen.“

Peter Folger schmunzelt, als sein Enkel ihm die Nachricht von Jims Besuch bringt. „Ist gut, mein Junge!“

Ben müßte jetzt eigentlich wieder gehen, aber er zögert.

„Hast du noch etwas auf dem Herzen?“

„Nein, nein, Großvater“, wehrt Ben ab und verabschiedet sich schnell. Was der Junge nur heute hat, wundert sich Folger, er ist doch sonst nicht so wortkarg.

Die Mittagssonne steht steil über dem Charlesfluß. Es ist, als ob sie an diesem herrlichen Sonntagnachmittag die ganze männliche Jugend Bostons herbeigelockt hat.

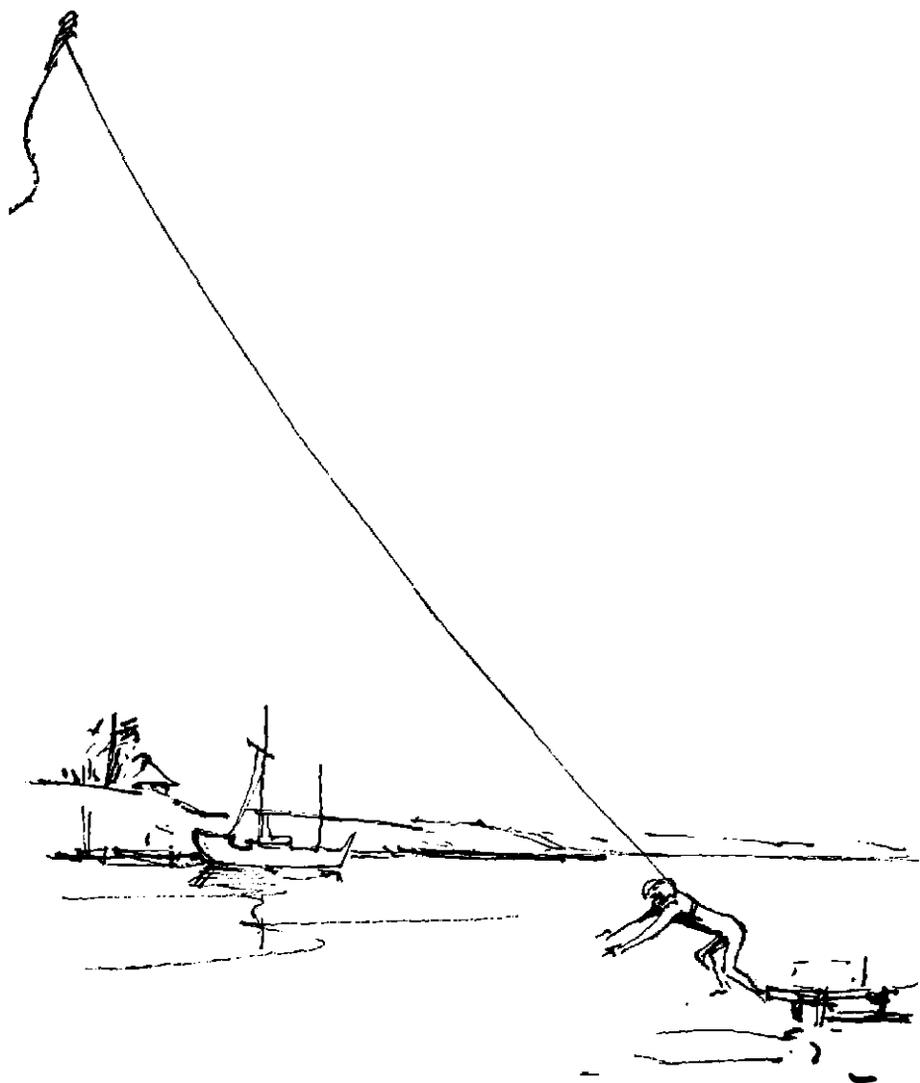
Singend brennen die Strahlen auf die Burschen, die mit nacktem Oberkörper im Sand liegen oder sich am Ufer tummeln. Das ziehende Wasser des Flusses eilt aus den Bergen dem Meer zu. Möwen kreisen über den tanzenden Wellen, tauchen schnell, flattern gischtbesprützt auf und steigen kreischend wieder in die luftige Höhe. Planschende Kinder jubeln ihnen nach. In der Nähe des gegenüberliegenden Ufers, nach dem Stadtteil Newtown zu, schaukeln zwei breite Fischerboote, von jungen Burschen langsam flußaufwärts gestakt.

Da erscheinen auf der Anhöhe von der Innenstadt her zwei Jungen. Der kleinere von ihnen, nur mit einer kurzen Leinenhose bekleidet, trägt an seiner linken Seite etwas, das wie eine zum Trocknen aufgespannte Gardine aussieht. Schon von weitem wird der Junge erkannt. „Ben! Benjamin!“ tönt es ihm entgegen.

Ein langaufgeschossener Junge mit dunklem Kraushaar fragt seinen Spielgefährten: „Was schleppt er denn da mit?“

„Einen Drachen! Einen Drachen!“ stellen gleich mehrere fest.

Ben wird mit lautem Spottgelächter empfangen. „Was hast du denn heute wieder ausgeheckt? Himmelfahrt ist doch längst vorbei!“



„Er will nachträglich zu den Engeln fliegen!“

„Dummkopf!“ erwidert Ben schlagfertig: „Fische fangen! Schaut doch her!“ Damit hält er ihnen den auf dem dünnen Leinentuch aufgemalten Reiher entgegen, dessen Flügelweite an die drei Fuß mißt.



„Los jetzt!“ sagt er zu Dave, seinem treuen Begleiter. „Wir wollen ihn steigen lassen. Nimm das Gestell!“

Dave wirft den Drachen an. Ben rennt mit der Schnur los. Doch – plumps – liegt der Reiher im Sand. „Wie eine lahme Ente!“ johlen die Umstehenden, die schnell herzugelaufen sind, um mitzuerleben, was der „Lichtzieher“ vorhat.

„Noch einmal!“ befiehlt Ben mit hochrotem Kopf.

Dave saust zurück auf die Anhöhe. Ben folgt. Dann ein Schwung, ein kurzes Anrucken. Ben jagt wieder zum Ufer. Der Drachen bleibt oben! Er steigt! Wackelt hin und her! Es sieht aus, als bewege der Reiher die Flügel. Der lange Schwanz aus buntem Papier flattert wie ein Wimpel hinterher. Ben läßt die Schnur abwickeln, befestigt das Ende an einem Gurt, den er um die Brust geschnallt hat, dreht den Knoten auf den Rücken und – springt in den Charlesfluß. Die Jungen am Ufer staunen, stehen regungslos und stumm. Das haben sie nicht erwartet! Ben legt die Arme flach an den Körper und läßt sich im Wasser von dem Drachen ziehen. So wie der Wind steht: direkt über den Fluß hinweg, der hier gegen dreitausend Fuß breit ist.

Am Strand sammeln sich immer mehr Neugierige. Keiner von den Jungen lacht mehr. Alle bewundern den großartigen Einfall Benjamins. Nur ein schwächlicher Bursche mit großen, dunklen Augen meint ängstlich: „Wenn der Drachen ihn nun hochzieht? Im Wasser kann der Schwimmer sich doch nicht festhalten.“

„Dazu hat der Drachen nicht Kraft genug! Ben hat ihn schon nicht zu groß gebaut!“ verteidigt Dave seinen Freund. Im geheimen aber bangt auch er ein wenig. Wenn das nur nicht wieder schiefeht! Er muß plötzlich an die „Wasserflossen“ von neulich denken. Heimlich drückt er Ben beide Daumen. „Jetzt rudert er mit den Armen!“ – „Er steuert auf den Bootsschuppen drüben zu!“ brüllen zwei Jungen. „Erst einmal sehen, ob er überhaupt hinüberkommt!“ Ein Rotkopf mit Sommersprossen im Gesicht zweifelt noch. Er gönnt es dem kleineren Ben nicht, daß der Versuch gelingt.

Und dann werden Wetten abgeschlossen. Zwei, drei, fünf Pence, Taschenmesser, Muscheln, Steine, winzige Bernsteinstückchen, gepreßte Blüten und Schmetterlinge, Angelhaken, eine Handvoll Backobst, zerkrümelte Schiffskeks holen die Jungen aus ihren Hosentaschen hervor und häufen sie auf dem Strand.

Noch ehe sich die aufgeregte Menge versieht, hat Ben bereits das gegenüberliegende Ufer erreicht und holt seinen Drachen ein, winkt den Burschen in einem der Kähne, die sich ebenfalls neugierig herangestakt haben, zu und läßt sich zurückrudern. Mit ungeheurem Jubel wird der „Drachenzieher“ empfangen. Der Beifall könnte bei einem Wettschießen oder Reiterkampf der Erwachsenen nicht größer sein. Ben steht inmitten der schreienden und lachenden Menschengruppen am Ufer und wundert sich: Warum machen die Leute so viel Aufhebens von der Sache? Hätte doch jeder andere Junge ebenso tun können. Langsam geht er einen Schritt vorwärts, drückt sich an zwei laut schnatternden und mit Händen und Armen gestikulierenden Frauen vorbei, duckt sich etwas, schiebt sich gebückt unter den noch immer Staunenden hindurch und entfernt sich unbemerkt. Dave, den Drachen auf dem Rücken, holt ihn bald ein.

Am nächsten Mittag hat Familie Franklin ihre ausgedehnte Mittagsmahlzeit gerade beendet, als ein älterer Mann zur Stubentür hereintritt. „Entschuldigt, Josiah Franklin“, beginnt er mit schwacher Stimme, „aber Ihr habt mein Klopfen wohl überhört. Kein Wunder, sicher redet auch Ihr von der großen Neuigkeit . . .“

„Tretet näher!“ antwortet Franklin freundlich, denn er glaubt, der Nachbar wolle in einer Gemeindeangelegenheit seine Meinung hören. Abiah rückt einen Holzschemel an den Tisch. „Nehmt Platz!“

Die Frau ist stolz auf ihren Josiah, weil die Leute seinen Rat in kirchlichen oder auch privaten Dingen einholen. Sie weiß, daß Franklin in seinem Stadtviertel ein angesehener Mann ist und er es gern sieht, wenn die Ratsuchenden um die Mittagszeit bei ihm vorsprechen und ihn nicht bei der Arbeit stören. Es kann auch nichts schaden, wenn die Kinder mit am Tisch sitzen und zuhören. Das regt ihren Geist an und lenkt sie zugleich von der allzu großen Wichtigkeit des Essens, der Art und der Menge der Speisen ab.

Der Nachbar hat inzwischen eine Zeitung aus seiner Rocktasche gezogen und hält sie Josiah Franklin unter die Nase. „Die Überquerung des Charlesflusses mittels eines fliegenden Drachens!“ liest er laut und guckt dann erstaunt auf Ben, als er murmelt: „. . . Benjamin Franklin wagte es . . .!“ Der Junge schiebt rasch seine Sitzbank etwas zurück, eilt an die Seite des Vaters und schaut ihm über die Schulter. Sein Herz



schlägt schneller. Die Freude kann er noch gar nicht fassen. Seine schmalen Lippen bewegen sich kaum, als er fragt: „Der Bostoner Neuigkeitenbrief‘ druckte das?“ Er bittet seinen Vater um das Blatt und verschwindet damit. Hoch oben, in der schrägen, heißen Dachkammer, hockt er dann allein zwischen Holzkisten und altem Gerümpel und starrt immer wieder auf die Druckbuchstaben.

Josiah Franklin erlaubt Benjamin, an einem Werktag nachmittags an den Fluß zum Schwimmen zu gehen. Er weiß, daß ein junger Mensch Luft und Sonne ebenso nötig zum Wachstum braucht wie eine Pflanze. Als Ben auf die Straße tritt, blickt er aus Gewohnheit in die Richtung der alten Süd-Kirche. Ob Dave wohl zu sehen ist? Tatsächlich steht der Freund vor dem elterlichen Haus unter dem glänzenden Kupferkessel, der an einer Eisenschiene über der Tür angebracht ist, und winkt.

Der gutmütige Dave hat es bereits wieder vergessen, daß er neulich auf Ben sehr neidisch gewesen ist. Es war ihm nahegegangen, daß sein Na-

me nicht mit in der Zeitung stand. Denn schließlich hatte er den Drachen in die Luft geworfen und sein Teil zum Gelingen dieses Unternehmens beigetragen.

Ben rennt zu ihm.

Dave erzählt aufgeregt: „Der Wirt von der Hafenschenke war bei uns, brachte das Brennrrohr zur Reparatur. Am Hafendamm hat ein Sklavenschiff angelegt! Soll heute noch entladen werden. Ich kann jetzt nicht weg. Mein Vater ist bei der Kundschaft. Sobald er zurück ist, komme ich nach.“

„Ist gut!“ Ben läuft davon.

Wenn ein fremder Segler im Hafen vor Anker geht, kommen Neugierige, die sich die Zeit dafür stehlen können, aus allen Enden der Stadt am Kai zusammen. Und das ist besonders der Fall, wenn „schwarze Ware“ aus Afrika ausgeladen wird.

Eine Zweimast-Bark! Ben kennt sich bei den Schiffen aus. Er schiebt sich durch die Wartenden hindurch und erhält dabei so manchen Puff, aber das kümmert ihn wenig. Er will dabeisein. Dicht dabei!

Ben mustert den Kahn näher. Neu ist er nicht mehr. Ein großer Bruder der „Mayflower“. Ein Name ist nirgends zu entdecken. Der ganze Bug ist schmutzigräu. Bens Augen richten sich nach oben. Der Wimpel vom Großmast baumelt herunter, zerfleddert, farblos. Der Fockmast ist mit Tauen geflickt, der Besan fällt beinahe hintenüber, das Gestänge hängt schief und zeigt wie ein Wegweiser nach allen Richtungen. Alles klebt vor Dreck. Ich möchte nicht Käpt'n sein auf diesem alten Kasten! Ein Hurrikan – ein Wirbelsturm, und die Wellen spielen mit den Planken Haschemann! Und die Menschen . . . ? Ben graust es, den Gedanken weiterzuspinnen.

An der Reling lungern Matrosen herum, kräftige, bärtige Gestalten. Manche hemdsärmelig, andere in leichten Jacken mit freier, behaarter Brust. Alle so schmutzig und zerlumpt wie der Segler.

Da kreischt ein schriller Pfiff auf. Durchdringend, drohend! Kommandos sind zu hören. Heiser, rau, wie das Kratzen der Planken an der Kaimauer. Das Fallreep rasselt herunter. Die Nahestehenden weichen erschreckt zurück. Ben benutzt die Gelegenheit, noch näher heranzukommen.

Nun wird es oben auf dem Schiff lebendig. Noch ist wenig zu sehen. Nur das Klappen von Lukentüren ist zu hören, leises Kettenklirren,

lautes Fluchen, klatschende Peitschenhiebe, unterdrücktes Stöhnen. Zwei Männer schaukeln die Gangway hinunter und stellen sich am Ende des Laufsteges auf. Sie rufen den Bostonern in einem Kauderwelsch von Englisch etwas zu, was wohl Begrüßungsworte sein sollen. Doch niemand versteht sie, und keiner antwortet. Alle aber blicken auf die schwere Nilpferdpeitsche, die jeder Matrose in der Hand hält.

Dann zeigen sich die ersten Passagiere. Doch was ist das? Sind das wirklich Menschen, die gleich einem dunklen Knäuel herausgeschoben, wie eine Herde Vieh mit Fluchen und Schlägen herangetrieben werden? Vor dem Fallreep staut sich die schier unentwirrbare schwarze Masse.

Aber da packen schon rohe Fäuste zu, reißen an den Hand- und Halsfesseln, zerren jeden einzelnen heran, boxen ihn auf den Laufsteg, einen nach dem andern. Unsicher, zitternd, auf schwankenden Beinen tasten sie sich weiter, die von wochenlanger Dunkelheit entzündeten Augen krampfhaft geschlossen, bis sie, unten angekommen, sofort wieder brutal hin und her gestoßen werden. Der dunkle Strom der nackten Gestalten fließt weiter. Fast eine Stunde, für Ben eine Ewigkeit: Männer, Frauen, halbwüchsige Knaben und Mädchen. Halbverhungerte, Kranke, mit eiternden Wunden bedeckt.

Viele der Neugierigen haben den Kai verlassen. Sie können die Bilder des Grauens nicht mit ansehen. Sie fliehen vor dem Pestgestank, den die lebenden Leichname um sich verbreiten. Ben steht wie erstarrt, angewachsen, mit aufgerissenen Augen. Aber er sieht weder Schiff noch Hafen. Ganz plötzlich steigt in ihm das Bild des „Totenschattentales“ auf, wie es der Dichter mit Worten malte, und dorthin versetzt er diese Schemen von Menschen. Er möchte diesen allen Gutes tun – wenigstens in Gedanken.

Da erhält er einen Stoß in die Seite. Er zuckt zusammen und wendet sich erschrocken um. Es ist Dave. Sein Gesicht ist rot, auf seiner Stirn stehen kleine Schweißperlen vom schnellen Laufen. „Konnte nicht früher fort! War was?“ fragte er neugierig.

Ben schüttelt nur den Kopf.

„Was ist denn gewesen?“ wiederholt Dave ungeduldig.

„Nichts! Nur das!“ antwortet Ben leise und zeigt mit der Hand zu den Negern.

„Ich gehe nach Hause! Kommst du mit?“



„Warte mal! Da steigen noch zwei Männer hinunter. Mal sehen, wer sie sind.“

„Der kleine Dicke mit der karierten Mütze und der kurzen Pfeife ist der Kapitän.“

„Aber der Lange mit dem hohen, steifen Hut?“

„Wird der Händler sein.“

„Guck mal, wie sie torkeln.“

„Bestimmt nicht vor Hunger und Durst.“

„Sie werden nach einem guten, fetten Essen über den Durst getrunken haben.“

Unten am Laufsteg verabschiedet sich der Lange mit den Worten: „Laßt die Schwarzen in den Schuppen treiben, Käpt'n! Der Koch soll eine Suppe kochen! Gebt Brot aus! Bis zum Markttag müssen wir sie noch aufpäppeln!“ Der Handelsherr stößt ein heiseres, hämisches Lachen aus und wendet sich mit schrägen Schritten der Stadt zu.

„Hast du das gehört?“ fragt Dave.

„Ja, er denkt nur an sein Geld, selbst wenn er den Halbverhungerten einmal ein besseres Essen zukommen läßt.“

Ben schlendert mit Dave den Kai entlang. Sein Blick fällt auf einen Viermaster, der auf der Reede vor Anker liegt. „Das wäre was!“ sagte er mehr für sich.

„Was?“ fragte Dave und guckt sich um.

„Die Bark dahinten!“

„Ach, die! Du möchtest wohl mitfahren?“

„Ja! In alle Meere! In alle Länder! Das muß herrlich sein! Ich würde . . .“

„Dein Vater läßt dich doch nicht gehen!“ unterbricht Dave die Wunschträume Bens.

„Dann werde ich fortlaufen wie mein Bruder Josiah!“

Dave sieht seinen Freund von der Seite an und denkt: Das bekäme ich nicht fertig. Aber Benjamin wäre es wohl zuzutrauen!

Abends kann Ben auf seinem harten Lager nicht einschlafen. Der helle Mondschein wirft durch das offene Fenster gespenstische Figuren, schemenhafte Schatten an die Zimmerdecke. Immer wieder sieht der Junge die schrecklichen Bilder vom Hafen vor sich. Warum läßt der Statthalter unserer Provinz Massachusetts den Menschenhandel zu? Warum reißen die Bostoner den Schwarzen nicht die Ketten ab?

Ben findet auf die vielen Fragen, die ihn quälend bedrängen, keine Antwort. Am anderen Morgen wendet er sich an den Vater.

Josiah blickt seinen Sohn verwundert an. Über was sich der Bengel schon alles Gedanken macht. Der alte Franklin antwortet gleichmütig:

„Man kennt es von jeher nicht anders! Die Neger sind in allen Kolonien als billige Arbeitskräfte gut zu gebrauchen“

Benjamin kennt nun den Standpunkt des Vaters und fragt nicht weiter.

Seemann werden? – Nein!

Der neue, eisige Wintertag ist noch nicht angebrochen. Familie Franklin sitzt fröstelnd im Wohnzimmer um den langen Eßtisch und wartet geduldig auf die Mutter und die Morgensuppe.

Die wenigen Kerzenstummel auf dem Tisch spiegeln sich in den blankgeputzten Blechtellern. Die viereckige Öffnung des Kamins gähnt dunkel und kalt, wie der riesige Rachen eines gefräßigen Raubtieres. Der Sturm heult durch den breiten Schornstein. Feuer wird erst zur Mittag Mahlzeit gemacht und dann wieder am Abend, außer dieser Zeit kommt niemand in die Stube.

Vater Franklin steht vor seinem mit geschnitzten Tierköpfen verzierten Kalenderkasten aus schwarzem Ebenholz und wechselt umständlich Tageszahl und Tagesnamen. Bevor er das handlange, dünne Holzbrettchen mit der Zahl 17 in die Deckelmitte steckt, dreht er es um, tritt damit ans Talglicht und liest: 17. Januar Anno Domini 1706 Benjamin geboren. Der Mann räuspert sich laut. In der Stube ist es mäuschenstill.

Diese Dauerkalenderblätter sind zugleich Familienmerktafeln. Jeden Tag frischt Josiah damit sein Gedächtnis auf und gedenkt in seinem morgendlichen Tischgebet der Lebenden und der Toten.

Als die alte, viereckige Kastenuhr, aus Großvaters englischer Zeit, mit dumpfen Schlägen die sechste Stunde verkündet, tritt pünktlich wie immer die Mutter mit der dampfenden Suppenschüssel herein, gefolgt von ihrer ältesten Tochter, die einen riesigen Teller voll trockener Brotscheiben trägt.

Wenig später stehen wie immer Vater Franklin und Benjamin in der Werkstatt neben dem Kessel mit dem brodelnden Talg. Ernst sagt Josiah: „Du bist nun heute zwölf Jahre alt geworden, mein Sohn! Ich muß mit dir über deine Zukunft sprechen. Bei mir im Geschäft willst du nicht bleiben. Das hast du mir oft genug zu verstehen gegeben. Ich habe mit dir die Werkstätten der Böttcher, Tischler und Stellmacher besucht. Du kennst die Arbeit des Kupferschmiedes Smith, die Kunst des Messerschmiedes von deinem Vetter Samuel. Was willst du nun werden?“

Josiah Franklin steht breitbeinig und fest, wie verankert, in seinen klobigen Holzschuhen. Die Hände in den Taschen der kurzen Kniehose vergraben, den Oberkörper, den das dicke Wams noch massiger erscheinen läßt, ein wenig vorgebeugt. Die sorgenvollen Augen auf den Sohn gerichtet.

Ben weicht dem Blick nicht aus. Er weiß, was kommen wird, und ist entschlossen, seinen Standpunkt zu vertreten. So sagt er, ohne sich zu besinnen, laut und deutlich: „Seemann!“

Auf der Stirn des Vaters zeigt sich eine steile Faltè. „Nein!“

In Benjamin zuckt kein Muskel. Es ist ihm, als stehe er schon bei Sturm im Mastkorb eines Seglers.

Der Vater fühlt den Widerstand. Seine fromme, friedfertige Natur wehrt sich dagegen, ihn durch ein zweites, härteres Nein zu brechen. So versucht er, den Widerspenstigen mit vernünftigen, einleuchtenden Gründen zu überzeugen.

„Hat dich die Sorge deiner Mutter um einen verlorenen Sohn nicht von deinem Vorhaben abbringen können? Im Mai werden es zwei Jahre, daß dein Bruder Josiah fortgelaufen ist – auf ein Schiff! Nichts haben wir seitdem von ihm gehört. Soll die Mutter nun auch noch um dich weinen?“

Benjamin verharrt regungslos in seiner Haltung. „Ich bin nicht Josiah! Ich schreibe und werde euch auch besuchen!“

Josiah, der Ältere, schüttelt den Kopf. Dieser hartnäckige Junge! Doch sein Blick bleibt mild. Güte ist auf die Dauer stärker als Gewalt! Auch Ben wird das einmal lernen und begreifen.

„Und noch etwas anderes, mein Junge“, beginnt stockend der Vater, „du liebst die Bücher! Du bist lernbegierig! Wie oft habe ich mich über deine Ausdauer gefreut, dich darin Mutter gegenüber in Schutz genommen, wenn sie sich über dein nächtliches Lesen empörte. Hast du schon einmal daran gedacht, daß du als Schiffsjunge, ja sogar als Matrose nie Zeit und Gelegenheit haben wirst, auch nur ein einziges Buch zu lesen?“

Ben schweigt betroffen.

„Dagegen kannst du nichts sagen, das siehst du also ein. Warum willst du nicht bei deinen geliebten Büchern bleiben? Für immer!“

Ben hebt den Kopf, dem Vater entgegen. Er ist plötzlich neugierig geworden.

„Du möchtest wissen, was ich meine? Über das Nächstliegende sehen wir gewöhnlich hinweg. So ist es auch hier. Werde Buchdrucker! Dein Bruder James ist im Herbst aus England zurückgekommen. Er hat dort viel gelernt. Geh zu ihm in die Lehre!“ Als Benjamin nicht antwortet, also nicht ablehnt, drängt Vater Franklin weiter: „Wir werden mit James sprechen. Du brauchst jetzt nicht gleich zuzusagen, Ben! Aber überlege es dir und vergiß nichts!“

Ben arbeitet an diesem Vormittag, ohne aufzusehen, zieht Lichte, schneidet Dochte und besorgt die Herde. Er fühlt sich beschämt. Doch an das, was zur Frage steht, denkt er überhaupt nicht.

In das heutige Tischgebet flicht Josiah Franklin einen Spruch aus dem Neuen Testament ein: Prüfet alles, nur das Gute behaltet!

In diesem Augenblick sieht der Sohn den Schein des Lichtes, das der Vater für ihn angezündet hat. Und als die Mutter ihm mit dem Suppenlöffel ein Stückchen Fleisch auf den Teller legt, dankt er ihr mit einem liebevollen Blick.

In der Werkstatt erklärt Ben dann dem Vater: „Ich bleibe bei den Büchern! Ich werde Buchdrucker!“

Josiah lächelt gütig. Seine Augen, die oft etwas verschwommen sind, so wie bei den meisten religiösen Schwärmern, leuchten sichtbar auf. Er dankt im stillen seinem Gott und streicht mit der Hand über Benjamins braunwelliges Haar. Und um dem Sohn etwas Gutes anzutun, sagt er: „Großvater Folger wollte noch ein Paket Kerzen. Mach es zurecht und bring es ihm! Laß dir Zeit! Und wenn der Großvater dich gern bei sich sieht, bleibe etwas! Es geht ihm gesundheitlich nicht gut.“

„Danke, Vater!“ ruft Ben glücklich. Es klingt so fröhlich wie der erste Meisenruf im Frühling.

Nach dem Abendessen geht Josiah Franklin an den alten, eichenen Kleiderschrank, nimmt einen länglichen Holzkasten heraus und stellt ihn auf den Tisch. Die Kinder scharen sich sofort um den Vater, der den Kasten öffnet, seine Geige herausnimmt und sich in den alten Lehnstuhl am Kamin setzt. Josiah stimmt das Instrument und beginnt zu spielen. Nach einigen einleitenden Akkorden intoniert er ein geistliches Lied und singt dazu mit volltönender Stimme.

Ben steht an der gegenüberliegenden Wand, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Er starrt in das flackernde Holzfeuer. Sprühende

Funken stieben wie kleine Kobolde durcheinander. Glühen auf, fallen in sich zusammen.

Der Vater hat in der letzten Zeit wenig musiziert. Wenn Frau Sorge jeden Tag an die Haustür klopft, hat der Hausherr kaum das Bedürfnis zum Singen. Ben ahnt so etwas. Er weiß aber auch, aus welchem Grund der Vater heute spielt, und er freut sich jetzt noch viel mehr, daß er den Eltern zu Willen gewesen ist und Buchdrucker werden wird. Leise summet er die Melodie mit. Nach einigen Volksliedern klingt noch ein lustiger Tanz auf, und Ben ist der erste, der seine kleine Schwester Jane an die Hand nimmt und sich mit ihr im Kreis dreht. Als Vater Franklin seinen Geigenkasten wieder einpackt und die Kinder nach dem Gute-Nacht-Händedruck in ihre Kammer gehen, hält er Ben zurück. „Als du heute nachmittag den Großvater besuchtest, war ich bei James. Er ist einverstanden und will den Lehrvertrag aufsetzen. Da es mir schwerfallen würde, Lehrgeld zu zahlen, besteht er darauf, daß du bis zur Vollendung deines 21. Lebensjahres ohne Entgelt bei ihm arbeiten sollst, wofür du allerdings Unterkunft, Beköstigung und Bekleidung erhältst.“

Der Vater macht eine kurze Pause, atmet hörbar tief auf und fährt fort: „Offen gesagt, sind diese Bedingungen wenig entgegenkommend. Ich habe das James auch gesagt. Doch er meint, er wäre nun mal Geschäftsmann und müsse auf diese Weise zu seinem Lehrgeld kommen, gleich, ob es sich um einen Verwandten oder Fremden handele. Außerdem hätte er selber nur mit solch einem Vertrag, drüben in England, eine Lehrstelle bekommen. Dagegen konnte ich nichts einwenden. Denn ich hatte damals nicht einmal Geld, die Überfahrt für ihn zu bezahlen.“

Benjamin hat kaum hingehört. Das Geschäftliche interessiert ihn nicht. Nur, als von der Schiffsreise die Rede ist, wird er munter und fragt: „Wie ist er denn hinübergekommen?“

„James war damals ein Jahr älter als du. Ein mir bekannter Kapitän nahm ihn als Kombüsenjunge.“

Noch einmal überkommt Ben die große Sehnsucht nach dem weiten Meer. „Könnte ich nicht auch in London Buchdrucker lernen?“

Der bibelfeste Vater hat die Antwort schon bereit: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich, mein Sohn! Und dann hast du mir dein Wort gegeben, und das muß auch ein Junge halten!“

Ben läuft feuerrot an und erwidert hastig: „Natürlich, Vater! Es ist bloß so ein Gedanke von mir. Aber sag, woher hatte James dann das Geld, um sich eine Druckerpresse kaufen zu können?“

„Ann, seine Frau, ist reich. Sie brachten aus England die Einrichtung der Druckerei mit, und bevor das Geschäft in Boston richtig lief, konnte sie mit ihrem Geld den Unterhalt bestreiten.“

Da tritt die Mutter in die Stube. Sie hat bis jetzt draußen am Waschfaß gestanden. Ein unmerklich strenger Geruch von Kernseifenlauge strömt aus ihrer Kleidung. Ihr Gesicht ist gerötet von der Hitze der kochenden Wäsche. Ihr Haar liegt vom Brodem glatt und feucht am Kopf. „Nun?“ fragt sie, „seid ihr euch immer noch nicht einig?“

Ben geht zu ihr. „Doch, Mutter. Ich bin euch beiden so dankbar. Gute Nacht.“ Er gibt der Mutter einen Kuß auf die Wange.

Frau Abiah läßt sich in den Armlehnstuhl fallen, den ihr Mann für sie frei gemacht hat. Sie hält ihre Handrücken in die Nähe des glimmenden Feuers und seufzt. Sie bangt um ihren Kleinen, den jüngsten Sohn. Wird Ben sich wohl fühlen im Haus der Engländerin Ann, die aus James so einen smarten, modisch flotten Neuengländer gemacht hat? James paßt eigentlich gar nicht mehr zu uns. Es scheint unbequem zu sein, an die bescheiden lebenden Eltern zu denken, wenn man etwas geworden und wohlhabend ist.

Sie schaut zu Josiah hinüber. Er hockt auf einer niedrigen Fußbank vor dem Feuerloch und hat die Hände gefaltet. Nein, ihn darf sie heute nicht beunruhigen mit ihren Sorgen um die Kinder.

Frau Ann Franklin sitzt gelangweilt vor ihrem länglichen Damenschreibtisch und malt mit dem Zeigefinger die eingelegten kleinen Holzfiguren auf der glänzenden Platte spielerisch nach.

„Dein Bruder Benjamin ist zwar äußerlich ein kleiner Bauer, aber er hat einen hellen Kopf!“ beurteilt die Frau ihren jungen Schwager.

„Ach was“, wehrt James ab, „das Bürschchen ist vorlaut!“

„Er hat sich erstaunlich schnell in seine neue Umgebung eingelebt.“

Ann hebt den Kopf. Ihr magerer Hals ragt noch über den hohen, rüschchenbesetzten Stehkragen hinaus. Die schmalen, blutleeren Lippen bilden einen Strich. Und als ihr Mann, der sich angelegentlich die schneeweiße Ärmelkrause an seinem hellblauen Frack zurechtupft, nicht gleich antwortet, fährt sie etwas hochmütig fort: „Du mußt doch



zugeben, daß er eine solche Einrichtung, wie wir sie besitzen, noch nie gesehen hat.“

Ihr Blick schweift über den rötlich polierten Tischrack, den hohen, schmalen Spiegel mit dem breiten, verschnörkelten Rahmen, die zierlichen, gepolsterten Sitzmöbel um den ovalen Tisch in der Mitte des Raumes. Alles von dem ersten und besten Möbeltischler Londons.

„Nun ja“, erwidert James gleichgültig, als sei er in einem hochherrschaftlichen Hause aufgewachsen, „man gewöhnt sich schließlich daran.“

Mit einem kurzen Blick mustert er die Frau. Heute sieht man es ihr an, daß sie beinahe zehn Jahre älter ist als er, stellt er betroffen fest.

Währenddessen steht Ben unten in der Druckerei vor einem der breiten, schrägen Setzkästen mit den alphabetisch geordneten Lettern. Er nimmt mit Daumen und Zeigefinger die Kegel, die Buchstabenträger mit den Lettern, heraus und reiht sie im Schriftkasten nebeneinander. Da hört er auf dem Flur Schritte. Es ist aber nicht der leichte, tänzelnde Gang seines Bruders. Die Tür öffnet sich. Ein älterer Herr in langem, dunklem Rock mit hohem Hut und blitzenden Schnallenschuhen tritt ein, grüßt und sieht dem Lehrling ein Weilchen bei der Arbeit zu. „Du bist mit den Buchstaben schon sehr vertraut, gehst mit ihnen um wie mit deinen besten Freunden.“

Ben blickt auf. Seine Augen glänzen. „Ja, Herr Adams, ich liebe sie auch, weil sie mir gedruckt geben, was ich so gern habe: das Buch! „Du liest Bücher?“

„Ja, ich fing schon damit an, als ich kaum laufen konnte.“

„Aber da hast du doch noch gar nichts verstanden?“

„Doch, doch! Ich habe zuerst die Worte zusammengesetzt, wie auch hier, dann die Sätze, und nach und nach lernte ich, was sie bedeuten. Mein Vater hat mir alle Buchstaben aufgemalt und erklärt.“

„Ist dir das nicht langweilig geworden?“

„Aber, Herr Adams, es hat mir doch Spaß gemacht.“

Der Mann hört den leisen Vorwurf aus Bens Worten heraus und überlegt, wie er dem aufgeweckten Jungen helfen kann. Er bläst in seine Hände, reibt sie tüchtig und tritt rasch von einem Bein auf das andere.

„Kalt hier!“ Er blickt zum Kamin. „Warum brennt das Feuer nicht?“

„Wird erst zu Mittag angemacht, wenn der Boß da ist!“

„Aber du bist doch hier!“

„Mich friert nicht! Soll mich warm arbeiten!“ entgegnet er.

Ben spürt seine kleine rote Nase auch wirklich nicht, die klammen Finger fassen geschickt zu, und seine Zehen in den dicken, wollenen Strümpfen kann er in den großen Schuhen seines älteren Bruders auch gut bewegen. Sie sind nicht kalt.

Adams ist inzwischen hinter Ben getreten und schaut prüfend auf die Lettern. „Du setzt gerade meine Werbeschrift! Gut! Wo ist denn das Manuskript?“

Ben zeigt auf den Schemel neben sich.

Adams nimmt den Bogen, geht an den langen Tisch, auf dem Druck- und Papierproben, ein Zollmaß, eine Schere, geschnittene Federn lie-

gen und zwei bauchige Fäßchen mit schwarzer und roter Tinte stehen, nimmt einen von den gespitzten Gänsekielen in die Hand, überfliegt die aufgeführten Warenreihen: Tee, Rum, Tabak, Gewehre, Pulver, Blei, Kleiderstoffe . . . und fügt noch hinzu: Ballen frischer Felle! Dann gibt er Ben den Zettel zurück. „Also einhundert Stück davon! Wann bist du fertig?“

„Noch am Vormittag!“

„In Ordnung! Bringe mir die Drucksachen dann hinüber!“

Noch vor dem Essen betritt Ben das Handelskontor von Matthew Adams. Herr Adams öffnet sofort das Päckchen, das Ben ihm mit einer Verbeugung übergibt, zieht einen Bogen heraus und nickt recht befriedigt. „Saubere Arbeit! Gut gemacht, du Schwarzkünstler!“ lobt er und reicht seinem jungen Mann, der sich neugierig auf dem hohen Drehstuhl umgedreht hat, das Blatt. „Guck dir das an, John! Lehrlingsarbeit! Ein Meister hätte es nicht besser machen können!“

John Collins wirft die Werbeschrift achtlos auf sein Pult und mustert den Buchdruckerlehrling eingehend. Er kräuselt seine lange Nase und zieht seinen schneeweißen Hemdkragen zurecht, hebt verächtlich den Kopf und dreht sich wortlos wieder weg. Doch horcht er sofort auf, als sein Prinzipal zu diesem tölpelhaften Bauernburschen sagt: „Komm mit, Ben, ich will dir etwas zeigen!“

Wieder fährt sein Kopf herum, und sein Gesicht wird immer länger, als er wahrnimmt, wie beide in den Privaträumen des Handelsherrn verschwinden.

Adams führt Ben in sein Privatkontor, in dem mehrere Schränke voll Bücher stehen. Der Junge ist verblüfft. Ein „Ah!“ entfährt ihm. „Alles Bücher! So viele Bücher!“ murmelt er. Er kann es kaum fassen. Seine leuchtenden Augen verschlingen förmlich die langen Bücherreihen. Er rührt sich nicht vom Fleck.

Der reiche Handelsherr ist von diesem Gefühlsausbruch eigenartig berührt. Diesem Kind scheint tatsächlich ein Buch das liebste Spielzeug zu sein. Zugleich aber fragt er sich: Versteht er denn auch, was er liest? „Bitte!“ fordert er Ben leise auf, als wolle er den Jungen, der hier wie in einem Tempel steht, in seiner Andacht nicht stören. „Suche dir einen Band aus, und wenn du ihn gelesen hast, hole dir einen anderen. Ich leihe sie dir gern. Menschen, die Bücher lieben, sind meine Freunde!“



„Ich danke Ihnen, Herr Adams“, stammelt Ben. „Sie sind sehr freundlich. Darf ich um einen Band mit Gedichten bitten?“

„Gedichte?“ wiederholt Adams und ist noch erstaunter, fragt jedoch nicht weiter, sondern geht an den Schrank, sucht, nimmt dann Samuel Butlers „Hudibras“ heraus, blättert darin und fragt: „Du willst dich wohl selber im Reimen versuchen? Nun, hier findest du eine saubere Vorlage, wenn auch der Inhalt nicht immer so rein ist. Hör mal:

Das Völklein sucht die Heiligkeit
in Fäseleien, Haß und Streit,
zankt bald um dies und bald um das,
find't Fehler ohne Unterlaß.“

Adams blickt den Jungen über das Buch hinweg an. Ben nickt mehrmals lebhaft.

„Ja, Herr Adams! Ja!“ Dabei streckt er schon aufgeregt und ungeduldig die Hand nach dem Buch aus. Der Kaufmann reicht ihm den Band. Er schmunzelt. Ben steckt freudestrahlend das Buch unter sein Wams, bedankt und verabschiedet sich und läuft schnell nach Hause, um seinen kostbaren Schatz in Sicherheit zu bringen.

Der lange Nachmittag will gar nicht vergehen. Immer wieder irren Bens Blicke durch das breite Fenster hinaus in die anbrechende Dämmerung. Bald ist Feierabend! tröstet er sich. Dann kann ich lesen! In der Vorfreude fliegen ihm die Abzüge aus der Presse nur so von der Hand.

Am Abend kommt der Junge nicht früh genug in seine Kammer, gleich neben der Buchdruckerwerkstatt. Er entzündet mit dem Lichtstummel, mit dem er sich nach dem Nachtmahl aus der im ersten Stock gelegenen Wohnung des Bruders hinuntergeleuchtet hat, die lange Kerze im Holzleuchter und stellt sie auf einen runden Schemel neben sein Bett. In Windeseile zieht er sich aus, schleudert die Kleider auf den Stuhl, legt sich nieder und greift zum Buch.

Wohlig streckt er sich aus, vertieft sich in die Verse und ist gefesselt von den knappen, treffenden Reimen, beginnt, taktmäßig nach dem Versmaß zu lesen, läßt das Buch auf die dicke, blau-rot karierte Bettdecke sinken, wiederholt zwei der Verszeilen, liest weiter, schließt die Augen und versucht selber einen Reim zu bilden.

Es gelingt! Heiß steigt es in ihm auf. „Es geht! Ich kann es!“ flüstert er stolz. Dann legt er das Buch auf den Hocker, pustet das Licht aus, starrt mit offenen Augen in das Dunkel. Sterne flimmern am Himmel. In der Ferne bellt ein Hund. Beim Nachbarn im Stall scharren die Pferde, klirren die Ketten der Kühe.

Längst ist Mitternacht vorbei. Ben fühlt keine Müdigkeit. Er ist hellwach. Immer weiter sucht er nach sich reimenden Worten, wiederholt sie so lange, bis er schließlich glücklich über dies erste Gelingen einschläft.

Ben „dichtet“ nun bei jeder Arbeit, bei der er früher ein Lied geträllert oder gepfiffen hat: beim Ausfegen, Ofenheizen, Einrühren der Druckerschwärze, bei Botengängen, in jeder freien Minute.

Da ihm Setzen und Drucken schnell von der Hand gehen, nützt er die gewonnene Zeit für sich, was ihm um so leichter möglich ist, als sich sein Bruder stundenlang in der Stadt aufhält.

Er hat sich ein schmales Notizbuch mit harten Deckeln zusammengeheftet, das er nötigenfalls schnell in der Hosentasche verbergen kann. Dahinein schreibt er seine Einfälle. Doch die kommen ihm nicht so zufällig, wie er sich das an jenem ersten Abend im Bett vorgestellt hat. Sosehr er sich auch bemüht, abquält, es fehlen ihm einfach die Wörter. Also holt er sich den „Hudibras“, sein Lehrbuch, wie er es nennt, und steckt ihn in die Brusttasche seines Wamses. Der Junge liest, wiederholt, schreibt die Reimpaare ins Notizbuch, lernt sie auswendig, liest weiter und immer wieder dasselbe. Tag und Nacht. Woche um Woche. In aller Stille und Heimlichkeit.

Zu James Franklins Kunden gehören auch die beiden Buch- und Papierhändler Bostons, die die Harvard-Universität beliefern. Einen ihrer Lehrlinge, er heißt Bill, kennt Ben von der Schule her. Bill bringt eines Tages eine Bestellung. Ben steht gerade am Karren der Druckerpresse und färbt einen Schriftsatz ein. Mit einem Farbreiber aus Granit in Form einer bauchigen Flasche fährt er auf den Lettern hin und her. Die Linke hält den Untersatz mit der Farbe. Er blickt kurz auf. „Einen Augenblick! Ich bin gleich fertig!“ Neugierig tritt Bill näher. Ben stülpt den Ballen auf den Untersatz und stellt ihn beiseite, klappt mit einem Schwung den durch einen Rahmen gesicherten Deckel mit dem Papier auf die Form, dreht an einer Kurbel die Karre unter die Presse und zieht den Preßbengel herüber, wobei er sich mit dem rechten Fuß an einem schrägen Tritt auf dem Fußboden stützt. Ein stampfendes Geräusch ist zu hören. Er läßt den Bengel los. Der gefederte Preßbalken schnellt wieder in die Höhe. „Und was bringst du?“ fragt er jetzt. „Bitte, mach weiter! Ich möchte den Druck einmal sehen!“ Ben setzt eine ernste Miene auf. Seine Bewegungen werden ausholender, betonter. Er dreht die Karre zurück, klappt Kasten und Rahmen auf, löst das fertige gedruckte Blatt aus den Punkturen, den Haltestiften für die Druckbogen, und überreicht es Bill. „Fein! Du hast den Bogen raus!“ lobt der. „Du tust ja gradeso, als ob du das zum erstenmal siehst! Wo habt ihr denn früher drucken lassen?“ „Bei Postmeister Campbell!“

„Der die ‚Bostoner Neuigkeitenbriefe‘ zusammenstümpert?“
Bill lacht laut.

„Und warum kommt ihr jetzt zu uns?“

„Weil wir die Campbellschen Druckerzeugnisse kaum verschicken konnten. Sie waren meist schief gesetzt und falsch aneinandergereiht, kaum leserlich und recht schmutzig“, antwortet Bill mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Hat denn Campbell keine Hilfe?“

„Doch, da ist ein junger Mann, aber er versteht ebensowenig vom Drucken wie sein Brotherr. Campbell hätte seine ‚Neuigkeitenbriefe‘ weiter mit der Hand schreiben sollen, da waren sie leserlicher.“

„Mit der Hand? Taugt denn seine Presse so wenig?“

„Ja, sie scheint aus Gutenbergs Zeit zu stammen. Da hängt noch ein Strick von der Decke herunter, der den Rahmen hält. Die Presse ist bloß halb so groß, und der Tisch läßt sich auch nicht rein- und rausdrehen.“

„Karren nennt man das!“ verbessert Ben gewichtig. „Doch sag, wer war Gutenberg?“

„Das ist der Deutsche, der die ‚Schwarze Kunst‘ erfunden hat.“

„Was du alles weißt!“

„Nun, mein Großvater stammte doch aus Mainz, wo Johannes Gutenberg 1455 die erste Bibel druckte.“

Ben mustert den blonden, schlanken Jungen, der zwei Jahre älter ist als er, und denkt: So nach und nach trifft sich halb Europa in Amerika wieder. Schweden sind hier, Neu-Amsterdam oder, wie es jetzt heißt, New York wurde von den Holländern gegründet.

Da fragt Bill unvermittelt: „Könntest du mir einhundert handgroße Karten mit Namen und Adresse meines Vaters drucken? Ich möchte sie ihm zu Weihnachten schenken. Papier bringe ich mit.“

„Wird gemacht!“ antwortet Ben kurz und fragt: „Und was hast du für einen Geschäftsauftrag?“

Bill faßt in die Tasche und zieht einen Zettel heraus. „Hier, die Bücherliste zum Drucken!“

Ben überfliegt die Reihen der Titel und blickt Bill an. „Du Glücklicher!“ ruft er aus.

Bill zuckt die Achseln. „Versteh’ dich nicht!“

„Nun, du hast doch immer Gelegenheit, ein Buch zu lesen.“

„Glücklich?“ wiederholt Bill verwundert. „Wie kommst du darauf? Das gehört einfach zu meiner Ausbildung. So verlangt es mein Lehrherr. Aber großes Vergnügen habe ich daran nicht. Du etwa?“

„Und ob! Ich beneide dich!“ Ben liest noch einmal die Liste durch. Dabei sieht er in Gedanken die dicken, ledernen Bücherrücken, die bunten, verschnörkelten Buchstaben, die Namen der Dichter, die gemalten, vielversprechenden Titel, die abenteuerlichen Bildseiten. Die Zeilen tanzen vor seinen Augen.

Doch schon fährt Bill fort: „Wenn du weiter nichts willst. Bloß . . .“ Bill stockt und macht eine Pause.

Ben reibt sich mit der Hand übers Gesicht und fragt wie abwesend: „Was?“

„Na ja, der Boß darf es nicht merken!“

„Braucht er auch nicht! Es ist kein Umweg für dich. Wenn du abends nach Hause und morgens wieder ins Geschäft gehst, kommst du hier vorbei.“

Bill lacht laut auf und fragt verwundert: „Du willst nachts lesen? Mensch, da schlafe ich viel zu gern!“

Doch Ben erwidert nur: „Lesen ist besser als schlafen!“

„Abgemacht!“ versichert der andere, „ich bringe dir abends ein Buch und hole es am nächsten Morgen wieder ab. Die Liste hast du ja. Sage mir, was du dafür geben willst!“

„Ich drucke dir jede Menge Karten für alle Gelegenheiten.“ Dann studiert Ben noch einmal den Bücherzettel, wählt nicht lange und bestellt: „Milton, Verlorenes Paradies“.

„Donnerwetter, du gehst aber ran! Damit werde ich im Leben nicht fertig!“ Mit diesen Worten verabschiedet sich Bill. Toller Bursche! denkt er, hätte nie geglaubt, daß ich mich mit diesem Schwarzkünstler so gut verstehen könnte.

Benjamin liest nun Buch auf Buch, reimt Zeile um Zeile, bis Bruder James eines Tages einen seiner vielen Zettel findet. Ben wartet auf das Gewitter mit Blitzschlag, das nun erfahrungsgemäß auf ihn herabdonnern müßte. Dazu der Hagel von Worten: Zeitvergeudung! Materialverschwendung! Blödsinniges Geschmiere! Doch nichts dergleichen geschieht. Es ist unheimlich ruhig.

James liest lange und sieht dann seinen Lehrling an. „Habe gar nicht gewußt, daß du schreiben kannst! Weiter so! Versuch dich mit einem



längeren Gedicht! Mache eine Ballade über ein ungewöhnlich packendes Geschehnis!“

Ben stottert: „Ge-scheh-nis?“

James überlegt und tritt dann dicht vor Ben. „Wie wäre es mit dem Schiffbruch . . . na, du weißt schon, vor einigen Wochen, im Hafen!“ Er klopf den Verdutzten freundschaftlich auf die Schulter und ermuntert ihn: „Wir könnten die Geschichte drucken und verkaufen! Geld machen mit dem Geist!“

Benjamin hat es erfaßt: Mit meinem Geist, denkt er. Daher der milde Tauwind mitten im Winter! Er pustet sich in die klammen Finger. Bevor James die Werkstatt verläßt, ruft er gönnerhaft: „Mach Feuer im Kamin! Mit warmen Händen schreibt sich's besser!“

„Besonders wenn die Flammen lodern!“ dichtet Ben und rennt geschwind zum Kamin. Stein, Stahl und Späne liegen bereit. Geschickt schlägt er Feuer. Packt die Holzkloben darauf. Bald prässelt es. Der Junge setzt sich mit gekreuzten Beinen davor und denkt nach. Wie war das doch damals?

Ein Küstensegler geriet in der Massachusettsbucht in einen Schneesturm. Es war stockdunkel. Der Kapitän hielt eisern das Steuer. Es bestand Gefahr, auf eine der Inseln aufzulaufen. Er drehte auf das Licht des Leuchtturmes zu. Da erschütterte ein Stoß das Schiff. Die Ruderkette war gerissen. Steuerlos trieb die Bark auf den Leuchtturm zu. Die beiden Töchter des Kapitäns waren in der Kajüte. Sie hatten das Krachen und Klappern gehört, ahnten, was sich zugetragen. Auf Deck wagten sie sich nicht. Der Vater mußte tatenlos zusehen, wie das Schiff sich dem Turm näherte, gab schließlich Befehl, die Rettungsboote klarzumachen, stürzte in die Kabine, holte die Töchter herauf, die sich zitternd an ihn drängten. Er hob sie mit beruhigenden Worten in eins der Boote, befahl einem Matrosen, einzusteigen und die Ruder zu übernehmen. Das Boot wurde hinuntergehievt, von einer Welle getragen, zum Leuchtturm gehoben und im gleichen Augenblick von der Bark erfaßt und am Gemäuer zerquetscht wie eine flügelahme Möwe. Diese Geschichte setzt Ben in Verse und schreibt darüber „Leuchtturmtragödie“, druckt und verkauft sie in den Kaffeestuben, Gasthäusern, Werkstätten der Handwerker und auf den Straßen Bostons. Schon nach wenigen Tagen muß er von neuem den Preßbengel bedienen und weitere Drucke herstellen.

Das Mündungsgebiet des Charlesflusses ist reich an Süßwasserfischen, die hier angeschwemmt und durch die Nähe der salzigen Meeresfluten wie von einer unsichtbaren Mauer aufgehalten werden. Es sind die Fanggründe der Bostoner Fischer. In der Nähe des Ufers liegt die Schenke „Zum Hecht“, in der meist nur Fischer verkehren. Von der Bucht her weht ein frischer Südostwind. Eine dicke, graue Nebelwand steht über dem Hafen. Die frühe Dezemberrdämmerung ist bereits hereingebrochen, als Ben mit der Segeltuchtasche unter dem Arm in den „Hecht“ tritt. Er bleibt einen Augenblick an der Tür stehen, bevor er seine Pelzmütze abnimmt und versucht, den Raum zu überblicken. Die Tische scheinen alle besetzt zu sein. Dichter Tabaksqualm hüllt die Männer und die beiden Öllampen an den schwarzgeräucherten Deckenbalken ein, wie der Nebel draußen im Hafen die Schiffe. Ein scharfer und süßlicher Geruch strömt Ben entgegen: Rum! Der Junge geht mit schnellen Schritten an die Theke und begrüßt den Wirt, den er in früheren Jahren mit Seife und Kerzen beliefert hat.

Der Mann mit der rotglänzenden Nase, den aufgekremelten Hemdsärmeln, der Weste mit den blitzenden Knöpfen wischt sich an der blauen Schürze, die prall über seinem dicken Bauch sitzt, die Hände ab. „Nanu, Ben, ich habe doch nichts beim Vater bestellt . . .“

„Ich bin nicht mehr bei meinem Vater“, unterbricht Ben. „Ich bin Buchdrucker!“

Den „Lehrling“ läßt er vorsichtshalber fort. Sonst glaubt ihm womöglich niemand, daß er die Ballade, die er hier verkaufen will, selber geschrieben hat. Etwas kleinlauter fügt er hinzu: „ . . . und handele mit einer Druckschrift.“

„Nun, dann versuche dein Glück!“ Der Wirt macht eine einladende Handbewegung.

„Was ist es denn?“

„Die Leuchtturmgeschichte.“

„Vom Unglück des Käpt'n Worthilake – na, da gib mal her!“

Ben zieht einen dichtbedruckten Bogen in der Größe eines Zeitungsblattes heraus. Der Wirt legt ein Sixpence-Stück auf den Ladentisch und winkt ab, als der Junge ihm drei Pence zurückgeben will. „Laß nur! Ist schon gut!“ Dann blickt er auf das Blatt und lobt: „Sieh mal an, der James hat in England allerhand gelernt. Sauber! Ansprechend! Sehr ordentlich!“

Ben hört das nicht zum erstenmal. Aber er ist der Meinung, was recht ist, muß recht bleiben, und so antwortet er stolz: „Das habe ich geschrieben und gedruckt!“

Der Wirt stutzt einen Moment, guckt den Jungen an. „Donnerwetter! Das muß ich gleich mal meiner Frau zeigen.“

Ben geht von Tisch zu Tisch und bietet seine Ballade an. „Wir dürfen die furchtbare Begebenheit, die sich dicht vor unsern Augen abgespielt hat, nicht vergessen! Ich habe sie gedruckt! Kaufen Sie die Ballade!“ leiert er wie aufgezogen herunter.

Die meisten Männer nicken und schieben Ben die Geldstücke zu. Am letzten Tisch, ganz versteckt in der halbdunklen Ecke, sitzen zwei ältere Männer. Ben will ein Blatt zwischen die beiden hinlegen, da sieht der eine auf.

„Onkel Jim!“ entfährt es Ben.

Der Angeredete lacht in seinen Bart und läßt die geballte Faust auf den Tisch knallen. „Hab' dich schon an deiner Stimme erkannt, Lieb-



lingsenkel meines seligen Peter Folger.“ Und zu seinem Tischnachbarn gewandt, erklärt er: „Folger war ein alter, guter Freund von mir, bin mit ihm oft im Busch und bei den Indianern gewesen. Ist nun tot. Habe ihn in den Bergen begraben müssen. So wollte er es. Vermisse ihn sehr.“ Er legt die Hand auf die Schulter des Jungen: „Und du, mein Boy – du schreibst jetzt also, legst dich mächtig ins Zeug für deine Schauergeschichte. Nun gut, aber weißt du, so etwas Rührseliges sollte man schnell vergessen – oder auf dem Markt an den Pranger kleben. Wenn du schon dichtetest wie dein Großvater, dann was Mannhaftes, wobei einer lachen oder meinetwegen auch fluchen kann!“

Ben schluckt diese erste Kritik, die ihm einer vorhält, herunter wie einen Löffel Wermutsaft, den ihm die Mutter immer gab, wenn er Leibweh hatte.

Als er so verdutzt dasteht, packt ihn Jim an der Joppe und zieht ihn auf den Stuhl neben sich. „So, nun paß mal genau auf, was dir hier der alte Robin erzählen wird! Er gehört nämlich zur Mannschaft von Käpt'n Theach!“

„Was? Dem Seeräuber?“ Ben rückt unwillkürlich auf seinem Stuhl ein Stückchen zurück und mustert erschrocken, mit weit geöffneten Augen, sein Gegenüber, dessen Gesicht von Bart- und Kopfhaaren so verhängt ist, daß es wie ein Bärenpelz aussieht.

Wieder lacht Jim glucksend. „Brauchst keine Angst zu haben, mein Junge! Robin war von Theach gefangengenommen und in seinen Dienst gepreßt worden. Ich hörte von der Gerichtsverhandlung, in der die Mannschaft des Piratenschiffes abgeurteilt werden sollte, und ging hin. Ich erkannte Robin. Wir waren in Philadelphia zusammen gewesen, und ich legte für ihn Zeugnis ab. Er wurde freigesprochen. Von der Seefahrt hat er genug. Er geht mit mir in die Wälder. So, und nun rede du, Robin!“

Ben rückt wieder dicht an den Tisch heran und legt beruhigt die Arme auf die Platte und den Kopf auf die Hände und schaut gespannt auf den Mann.

„Ich sagte dir schon, Jim“, beginnt Robin mit leiser, tonloser Stimme, denn er fühlt sich noch immer nicht richtig sicher, „daß ich auf dem ‚Teufel‘, dem Schiff des Käpt’n Theach oder ‚Schwarzbart‘, wie wir ihn nannten, alles tun mußte, was von mir verlangt wurde. Denn jeder will sein Leben so lange behalten, wie er kann.“ Robin schob ein eng zusammengerolltes, halb zerkautes Tabakblatt von einem Mundwinkel in den andern und fuhr fort: „Theach gab sich in den Häfen als würdiger Handelsmann aus und verkaufte die Ware, die wir unterwegs geraubt hatten.“

Jetzt wird es für Ben spannend. Er fragt: „Ihr habt die Schiffe geentert?“

Robin nickt. „Und versenkt, nachdem wir alles Brauchbare und den Rest der Mannschaft übernommen hatten.“

„Den Rest?“ wiederholt Ben fragend.

„Na ja, die Schiffsbesetzungen wehrten sich natürlich, wenn wir sie angriffen, und dabei gab es eben Tote.“

Der Junge atmet tief. Er läßt keinen Blick von dem Erzähler.

„Reich mit Rum, Pulver und Kugeln versorgt, stachen wir dann wieder in See und suchten ein neues Opfer. Mir kam es oft so vor, als träumte ich oder spielte in einer Geschichte mit, die ich einmal von Seeräubern in der chinesischen See, im Mittelmeer oder an der Küste von Virginia gehört hatte. Und manchmal, ich muß es offen sagen, gefiel ich mir sel-

ber in meiner Rolle, denn unter uns Matrosen wurde die Hälfte des Erlöses verteilt.“

„Und das andere Geld?“

„Behielt der Käpt'n für sich.“

„Das habt ihr euch ohne weiteres gefallen lassen?“

Robin sieht Ben in die hellen Augen. „Du glaubst ja nicht, mein Junge, wie gefügig man wird, wenn die Pistole droht und der verfluchte Rum einem den Sinn benebelt. Wir Matrosen waren die Puppen, mit denen der ‚Schwarzbart‘ spielte.“

„Wie kamt ihr auf diesen Namen?“ will Ben wissen.

Robin lacht dröhnend auf. „Der paßte nicht nur zu der mächtigen schwarzen Flagge, die wir am Top des Großmastes heißten, wenn die Jagd auf ein Schiff begann, sondern vor allem zu dem Piratenhüptling selber. Seine Brauen über den kleinen, stechenden Augen waren lang, sein riesiger, aalglatter Bart, glänzend schwarz wie Steinkohle, reichte ihm bis auf die Brust. Auf seinen breiten Schultern hingen über Kreuz drei Gurte mit Pistolen. Während des Kampfes baumelten ihm brennende Luntten von seinem roten Dreispitz bis über beide Ohren herab. Und wenn Haut und Haare anfangen zu sengen, stieß er wilde Flüche aus und steigerte sich in immer größere Wut.“ Robin greift nach seinem Becher. Er ist leer.

Jim nimmt die bauchige Flasche vom Tisch, hält sie hoch und ruft mit dröhnender Stimme: „Wirt!“

Der kommt mit schlurfenden Schritten und bringt eine neue Flasche Rum. Während Jim die Becher vollgießt, huscht die kleine, zierliche Wirtin an den Tisch und stellt eine Tasse dampfenden Tee und eine geflochtene Bastschale mit Zwieback vor Ben hin. In ihrer langen weißen Schürze, der hellen Bluse und den rosigen Wangen, die von hellem Haar umrahmt sind, wirkt die Frau in dieser düsteren Umgebung wie eine gütige Fee.

Sie beugt sich nahe an das Ohr des Jungen und flüstert: „Für deine schöne, ergreifende Geschichte!“ Ehe sich Ben bedanken kann, ist die Wirtin wieder verschwunden.

„Ja“, fährt Robin fort, „und hatten wir gut gegessen und vor uns auf dem Tisch den Becher italienischen Wein oder Rum von Jamaika aus den Fässern, die nie leer wurden, da konnte es vorkommen, daß plötzlich eine Kugel dicht an unseren Ohren vorbei oder durch unsere Haa-

re sauste oder über unseren Köpfen die Öllampe zersplitterte. Wie oft hat er auch einen frisch Angeheuertem durch eine Pistolenkugel in den Stiefelabsatz ‚angefeuert‘!“

Ben erschrickt und denkt daran, wie er sich die Seefahrt vorgestellt und was Großvater Folger ihm erzählt hat von den vielen ehrbaren Schiffen, die im Hafen von Boston anlegen. Was die berichteten von den Stürmen auf hoher See, von ihrer gegenseitigen Hilfe untereinander. Ben sieht seinen älteren Bruder Josiah, er hört die warnenden Worte seines Vaters, als er ihm abgeraten hatte, Seemann zu werden. Doch Robin erzählt schon weiter: „Und dann liebte es der Käpt'n, besonders nachts, in allerlei gruseliger Verkleidung umzugehen. Einmal zog er sich einen schwarzen Mantel an, den er mit Phosphor bestreute, das einen matten Schein um ihn verbreitete. Oder er ließ alle Schiffsluken zunageln und überall Phosphor verbrennen, um den angeblichen Höllengestank nachzuahmen.“

Jetzt schüttelt sogar der alte Jim den Kopf.

„Wenn wir uns Mund und Nase zuhielten, brüllte er vor Vergnügen. Das war also unser – – Ja, wie sagt man da wohl?“

„Höllenfürst, Luzifer, Beelzebub . . .!“ platzt Ben heraus.

Der Seemann lacht. Es klingt wie das dunkle Brummen eines alten, gutmütigen Bären. „Gut, mein Junge, du bist wahrhaftig nicht aufs Maul gefallen!“

Ben hat den Tee ausgetrunken, die Tasse beiseite gerückt und knabbert an einem Zwieback. Dabei stützt er wieder die Arme auf den Tisch. „Wie kam es, daß sie euch fingen?“ drängte er ungeduldig.

„Wir kreuzten auf der Höhe von Arcadia oder Neu-Schottland, wie die Halbinsel auch genannt wird, und bewachten den Eingang zum Sankt-Lorenz-Golf. Es war Ende Oktober. Ein milchiger Dunst zog am Morgen über das Meer und deckte den Bug des Schiffes ein, so daß nur die Mastspitzen darüber hinausragten. Da kam aus dem Mastkorb der Ruf: ‚Schiff von Steuerbord! Kurs Ostnordost! Eins, zwei, drei, vier Masten! Am Top das Lilienbanner.‘

‚Schwarzbart‘ setzte mit zwei, drei Sprüngen auf die Brücke. Und schon prasselten die Kommandos über das Schiff, unterbrochen von den Pfiffen der Bootsleute. Im Handumdrehen wurde es auf Deck lebendig. Seine Mannschaft hatte der Käpt'n wortwörtlich in der Hand. Mit der Pistole, und jeder gehorchte, weil er um sein Leben zitterte . . .“

„. . . und Goldstücke witterte!“ reimt Ben sofort weiter.

Robin schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Gut, Boy!“ Das Erzählen macht Robin sichtlich Spaß. So einen Zuhörer hat er kaum gehabt. Er beugt sich näher zu Ben und spricht weiter: „Die Segel waren gesetzt, die Geschütze klargemacht, die Lunten angeschlagen, Flagge und Wimpel geheißt. Der ‚Teufel‘ machte Fahrt! Wir legten uns vor den Franzosen. Ein Warnschuß rollte über See. Die Barkè versuchte auszuweichen. ‚Schwarzbart‘ ließ die ganze Backbordseite abfeuern. Auch diesmal klatschten die Kugeln ins Wasser. Wir wunderten uns. Der ‚Teufel‘ packte doch sonst gleich mit allen Klauen zu. Aber da besahen wir uns den schmucken Kahn und ahnten, was der Käpt’n vorhatte. Minuten verstrichen, der Franzose drehte bei, dann fielen Fock- und Vormarssegel und das Großsegel. An Deck entstand Bewegung. Anscheinend wurden die Waffen ausgegeben. Man wollte es also auf einen Kampf ankommen lassen.“

Ben will wieder unterbrechen. Er fuchelt mit der Hand in der Luft herum. Aber Jim bedeutet ihm, zu schweigen. „Warte, bis Robin zu Ende erzählt hat.“

„Schwarzbart‘ übergab das Steuer dem Rudergast mit dem Kommando: ‚Leg dich an seine Seite!‘ Er selber rannte hinunter zu den Kanonieren, entzündete die Lunten an seinem Hut und gab den Befehl zum Entern. Wie die Wildkatzen kletterten und sprangen wir an Deck des Franzosen, folgten dem ‚Schwarzbart‘, der als erster drüben war, seine Pistolen abfeuerte. Wir waren noch immer Sieger geblieben. Das wußten wir. Und kein Kampf hatte je länger als eine halbe Stunde gedauert. So war es dann auch an diesem Tag. Drei Franzosen blieben übrig. Unverwundet. Unter ihnen ein älterer Bootsmann, der englisch sprechen konnte. Alle übrigen, ob tot oder angeschlagen, kamen ins Meer. Auf unserer Seite gab es auch Verluste. Doch das ging keinem von uns nahe. Denn ihre Beute fiel uns zu! Wir nahmen die ‚Sena‘, so hieß das Schiff, in Besitz. Wir zogen um und versenkten unsern ‚Teufel‘.“

„Ein böses Omen!“ redet Ben dazwischen.

Robin guckt fragend auf. „Was meinst du?“

„Ich wollte sagen: Ein schlechtes Vorzeichen! Er hat die noch Lebenden mitgezogen.“

„Ja, so war es! Die ‚Sena‘ hatte Waren für das französische Kanada geladen. In der Hauptsache Anzüge, Stoffe, Handwerkszeuge zum Häu-

serbau, Gegenstände für den Haushalt, aber auch Gewehre, Pulver und Blei. ‚Schwarzbart‘ mußte die Sachen zu Geld machen. Er spielte also diesmal den reichen Kaufmann, suchte sich ein piekfeines Habit zusammen, kleidete auch uns neu ein und beschloß, einen Hafen anzulaufen.

Oben in Quebec wäre die ‚Sena‘ zu bekannt gewesen, so wählte er Boston. Wir segelten in die Massachusettsbucht und kamen ins Gewirr der kleinen Inseln. Wir hätten auch das Fahrwasser zum Hafen gefunden. Mancher von uns kennt sich gut hier aus. Doch der Käpt’n wollte ganz sicher gehen, den äußeren Schein eines klugen, besonnenen Kaufmannes zu wahren. So forderte er bei Long Island einen Lotsen an. Das war der Anfang vom Ende! Ich weiß bis heute nicht, wie dann alles gekommen ist.“ Jim schaltet sich ein. „Laß dir’s erklären! Der Lotse, der euch bis an die Reede brachte, machte noch zur gleichen Stunde Meldung beim Gouverneur, daß die ‚Sena‘ von Piraten gekapert worden wäre. Ein Mann der Besatzung hatte ihm das verraten . . .“

„Das war der Bootsmann, einer jener drei Franzosen, denen wir das Leben schenkten“, unterbricht Robin lebhaft und fügt dann nach einer kurzen Pause hinzu: „Na ja, einmal mußte es so kommen!“

Jim boxt den Sprecher an die Brust: „War es nicht gut so für dich?“ „Hast recht, alter Jim!“ Robin sinkt auf seinem Stuhl zurück und schließt müde die Augen.

Ben fragt nicht weiter. Was noch kommt, weiß er, wissen alle Bostoner. Nämlich, daß sich damals in derselben Nacht zwei Kriegsschiffe vor Steuer- und Backbord der „Sena“ legten und John Theach, genannt ‚Schwarzbart‘, sich der Gefangennahme tollkühn widersetzte, bis er aus vielen Wunden blutend zusammenbrach und starb.

Ben verabschiedet sich eilig und läuft heim in seine schmale Kammer. Dort wirft er sich, noch mit Hose und Wams bekleidet, aufs Bett und schreibt und schreibt. Er füllt Blatt auf Blatt, zündet Kerze an Kerze an, und als in der Nachbarschaft der erste Hahn kräht, ist die Ballade vom ‚Schwarzbart‘ beendet. Ben springt aus dem Bett, schlägt einen Purzelbaum und jucht und heult nach Indianerart, so wie früher zu Hause.

Als er dann frisch gewaschen, die Haare feucht am Kopf angelegt, mit strahlendem Gesicht, munter wie ein Zeisig zum Frühstück erscheint,



fährt ihn James barsch an: „Wo warst du denn gestern nachmittag so lange? Bist auch nicht zum Abendbrot erschienen! Wenn das noch einmal vorkommt . . .“ Er hebt drohend den Arm.

Ohne ein Wort zu sagen, obgleich er geradezu birst vor Spannung, zieht Ben ruhig die Arbeit aus der Tasche und reicht sie dem Bruder. „Was soll das!“ Unwirsch betrachtet James die losen Blätter. Doch dann beginnt er zu lesen. Sein Gesicht klärt sich auf. Er zählt die Bogen. „Donnerwetter, Bengel! Das ist ein Geschäft! Feure den Kamin an! Ich komme runter in die Druckerei und helfe dir!“

„Und für die Überschrift nehmen wir diesmal Karmin, und die Blätter

heften wir“, ereifert sich Ben und hüpfte von einem Bein auf das andere.

James nickt nur. Er kalkuliert schon den Preis aus. „Einen Sixpence!“ sagt er laut.

Ben weiß, was er damit meint, und fügt sachverständig hinzu: „Ist ja doppelt soviel wie für den ‚Leuchtturm‘!“ Was er selber davon bekommen könnte, daran denkt er nicht. Die Freude, etwas geschafft zu haben, ist ihm Lohn und Dank genug.

Der Schwarzkünstler entwickelt sich

Es ist nun doch noch ein weißer Winter geworden. Wenn auch etwas spät. Lichtmeß ist vorüber. Die Zäune und Sträucher in den Vorgärten haben Müllerkäppchen aufgesetzt. Die Kronen der Bäume sehen in ihrer Schneepracht aus, als haben sie Eisbärfelle übergehängt.

Die Jungen schneeballen sich auf den Straßen und Plätzen. Wie jedes Jahr, mit neuem Jubel und lauter Fröhlichkeit. Ben juckt es in allen Fingern. Er möchte gern mitmachen. Doch er kann die Segeltuchtasche nicht hinsetzen, die Lieferscheine für Herrn Adams und vor allem das geliehene Buch müssen sauber abgegeben werden. Und dann ist da noch etwas anderes. Die Jungen, die er fast alle kennt, machen ihm Platz, wenn er kommt, werfen keine Schneebälle nach ihm, fordern ihn auch nicht auf mitzuspielen. Er ruft einen Zwölfjährigen zu sich heran. Der kommt sofort. Ist über und über mit Schnee bedeckt und hat rote Backen und dämpfende Hände.

„Du, Bob!“ redet Ben ihn an, so, als wolle er sich entschuldigen, „ich kann heute nicht!“ Er hebt die Tasche hoch. „Das Zeug hier drin darf nicht naß werden!“

Bob glotzt Ben an und fragt ungläubig: „Schneeballen?“

Ben nickt: „Ja!“

„Es würde keiner wagen, einen Ball nach dir zu werfen! Du gehörst doch schon zu den Großen, den Erwachsenen!“

„Red keinen Unsinn!“

„Doch, doch, Ben!“ beteuert Bob sehr ernst, „vor einem, der so schöne Balladen schreibt, müssen wir uns verbeugen, sagen der Lehrer und

die Eltern. Und für uns bist du der Schwarzkünstler!“

Ben steigt das Blut in die Stirn vor Stolz. Er verabschiedet sich und geht schnell weiter. Den Kopf trägt er ein wenig höher als vorhin. Herr Adams ist nicht anwesend, als Ben das Handelskontor betritt. Er übergibt John, der, jetzt schon um vieles zugänglicher, von seinem Drehstuhl heruntergestiegen ist, die Drucksachen und hält unschlüssig das Buch in der Hand.

„Soll ich das auch abgeben?“ fragt John Collins.

„Ja, bitte, und sage Herrn Adams, ich würde mir morgen gegen Mittag gern ein anderes holen.“

John nimmt den Band und liest den Titel: „Daniel Defoe, Abhandlung über Projekte“ und meint dazu: „Überspannte Ansichten!“ Dann wirft er das Buch lässig auf den Tisch.

Behandelt Ben schon im allgemeinen jedes Buch mit Sorgfalt, ja Liebe, so empört ihn hier noch zusätzlich das abwertende Urteil John Collins'. „Das sind im Gegenteil ganz umwälzende Vorschläge, die Defoe hier macht“, erwidert er scharf. „Er fordert unter vielem anderen eine Witwen-, Alters- und Armenunterstützung von Staats wegen, die Pressefreiheit, den Freihandel, ein Gesetz gegen den Sklavenhandel, Vermehrung der hohen Schulen und eine Bildungsanstalt für Frauen.“

„Und was, glaubst du, wird dieser Weltverbesserer erreichen?“ John lacht. „Keiner von den Wohlhabenden in England läßt sich aus seinem Trott herausbringen, und die übrigen haben nichts zu sagen!“

„Wer redet denn von England. Wir leben in Amerika!“

„. . . sind aber keine Amerikaner!“

„Werden es aber einmal sein!“

John blickt spöttisch auf Ben herab. „Du hast dir ja nicht wenig vorgenommen!“

„Große Schiffe können in See treiben, kleine Boote müssen am Strande bleiben!“ reimt Ben schlagfertig.

John fühlt sich angegriffen und entgegnet von oben herab: „Es hat schon mancher die Segel vor dem Wind streichen müssen!“ Aber Ben gibt zurück: „Ein guter Steuerman fürchtet auch den Sturm nicht!“

John lenkt ein. „Bleiben wir bei Defoe. Mag er in diesem oder jenem recht haben und behalten, aber höhere Schulen für Frauen wird es nie geben!“

Ben erwidert: „Höre, was Defoe sagt: ‚Ihre Jugend verbringen die

Frauen damit, nähen und stricken zu lernen. Dann wird ihnen noch das Lesen beigebracht und auch, daß sie ihren Namen schreiben können. Das ist jedoch bereits der Gipfel der weiblichen Jugenderziehung.‘ Und nun frage ich dich: Sind unsere Schwestern wirklich nicht mehr wert? Könnten sie nicht auch einen Beruf erlernen, im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, mitreden in der Gemeinde?’“

„Haha! Du spinnst ja!“ wirft John ein und lacht schallend. „Wenn du die Welt weiter so verbesserst, werden wir bald im Paradies leben.“

Doch Ben bleibt ernst und versichert: „Auch das Paradies auf Erden wird Wirklichkeit werden, wenn der Mensch es will: ein Staat mit vollendeter Gerechtigkeit, ohne Krieg und Gerichte, ohne Standes- und Glaubensunterschiede, in der es weder Armut noch Reichtum gibt . . .

Doch genug! Ich habe keine Zeit, ich muß schnell in die Druckerei!“ Gedankenverloren schaut John ihm nach. Wie macht der Junge das nur, die vielen Bücher lesen, sie richtig verstehen, daraus lernen? Dabei die lange Arbeitszeit! Er muß tüchtig schaffen, denn sein Bruder ist streng. Dann verkauft er noch seine Balladen und . . . John tippt sich mit dem Finger an die Stirn, das hätte ich beinahe vergessen, dazu kommen immer wieder neue Geschichten von ihm heraus, die er allein schreibt und druckt. Wo nimmt er nur die Zeit dafür her?

Eines Mittags kniet Ben vor dem Kamin und schlägt Feuer. Es ist zwar schon Anfang April, doch der Himmel ist mit Schneewolken verhangen, und vom Meer her weht noch immer ein eisiger Sturm. Der Lehrherr James Franklin will es warm in der Druckerei haben, wenn er nachmittags eine Weile hinunterkommt.

Da geht die Tür auf. Ben dreht sich um. Ein breitschultriger, bärtiger Mann in langem, dunklem Rock und Pluderhose, einen breitkrempigen, schwarzen Hut auf dem Kopf, in der Hand einen Knotenstock, steht im Raum. Ohne zu grüßen, verlangt er mit knarrender Stimme, den Besitzer der Druckerei zu sprechen.

Ben hört sofort heraus, daß er es mit einem eingewanderten Holländer zu tun hat. Er springt auf, weist auf einen Stuhl und sagt höflich: „Nehmen Sie bitte Platz, Mijnheer!“ Dann eilt er nach oben, um den Bruder zu rufen. James Franklin kommt sofort.

Der Holländer bleibt sitzen, auch den Hut hat er nicht abgenommen. „Ich heiße Hoos und bin der neue Postmeister! Herr Campbell hat

eine Zeitung herausgegeben. Das will ich auch. ‚Bostoner Gazette‘ soll sie heißen und zweimal wöchentlich erscheinen. Vom Drucken verstehe ich nichts. Darum sollen Sie es tun!“

James ist einverstanden und sehr zufrieden, als das Geschäftliche besprochen worden ist. Denn Mijnheer Hoos ist nicht knauserig.

Nachdem der Auftraggeber gegangen ist, reibt sich James die Hände. „Mehr Arbeit, Ben! Aber ein guter Verdienst für mich! Papier liefert der Holländer. Auch eine Kanne Leinöl hat er mir versprochen. Ja, und wie sieht es sonst mit unserer Farbe aus? Firnis müssen wir kochen! Du kannst mal beim Vater vorbeigehen und fragen, wann er einen Kessel dafür frei hat. Kalzinierten Ruß haben wir noch einen Bottich voll. Du brauchst dich also nicht mit dem Ausglühen der Harzteile aufzuhalten!“

Sich graziös drehend und wendend, spaziert der Herr Druckereibesitzer in der Werkstatt auf und ab. Die Hände hat er tief in den Taschen seiner grünseidenen Kniehose vergraben. Er duftet nach wohlriechendem Haarwasser. Seine Stimme ist ölig weich und sanft, als er anordnet: „Den Kopf der Zeitung können wir schon ausschließen, in den richtigen Abstand bringen! Du weißt ja, mit den Großbuchstaben aus dem Versalienkasten. Das Schiff, die Satzreihe, bleibt dann gleich oben im Satzkasten stehen!“

Ben nickt. Wenn James „wir“ sagt, ist er gemeint! Der Junge freut sich auf die neue Arbeit! Er wird sich große Mühe geben! Schon einige Tage später steht er in der Seifenküche des Vaters vor dem großen, halb mit Öl gefüllten Kessel und wartet auf das Kochen.

„Das könnte dein Bruder James wirklich selber machen!“ brummt Josiah Franklin. „Wenn die Masse überschäumt und Feuer fängt, bist du allein wehrlos. Wir müssen gut aufpassen! Sobald es zu brodeln beginnt, schippe sofort einen Teil der Glut in den anderen Herd!“

Ben sagt nur: „Gut, Vater!“

Der Junge blickt sich im Raum um. Es ist alles wie früher. In den Regalen liegen Seifenstücke zum Trocknen, am Fenstertisch zieht ein neuer Lehrling Lichte, nur dem Vater merkt er eine gewisse Unruhe an. Er will etwas von mir! denkt Ben.

Und er behält recht. Nach einer Weile schickt Josiah den Lehrling fort und stellt sich neben den Kessel. „Die Mutter und ich sind beruhigt, daß du gut untergekommen bist. Frau James Franklin“, er vermeidet

das Wort „Ann“, weil für ihn die Engländerin noch immer eine Fremde ist, „hat dein zuvorkommendes Wesen und deinen Eifer gelobt. Das habe ich auch nicht anders erwartet! Nur in der Kirche habe ich dich sonntags öfter nicht gesehen. Kommt das daher, weil James und Frau auch nicht zum Gottesdienst gehen? Selbst Ehrwürden Mather ist es schon aufgefallen. Er hat sich sehr mißbilligend darüber geäußert. Verdirb es nicht mit ihm!“

„Nein, nein“, stottert Ben verlegen, „ich – ich habe immer so viel zu tun gehabt.“

„Sonntags wird nicht gearbeitet!“ verweist ihn Josiah streng.

Ben beteuert es durch heftiges Nicken und beobachtet angestrengt den Kessel, in dem das Öl in Bewegung gerät. Er will den Vater ablenken, weiteren peinlichen Fragen ausweichen. Denn er könnte ihm nicht sagen, daß er die Kirchzeiten viel lieber in seiner Kammer mit einem Buch verbringt, und auch nicht, daß er zu Cotton Mather nicht mehr gläubig aufblicken kann, weil der wie ein Inquisitor, ein Ketzerrichter, gehandelt hat.

Aber der Vater hat noch etwas anderes auf dem Herzen. „Die Mutter“, fährt er fort, „freut sich sehr über . . .“, er überlegt einen passenden Ausdruck, „die Beifallsäußerungen von Bekannten und Freunden zu deiner Balladenschreiberei.“

Ben dreht sich dem Vater mit einem Ruck zu. Das Lob der Mutter macht ihn froh. Doch dann stutzt er. In dem ernstesten Gesicht des Vaters liest er einen Vorwurf. Um die heikle Situation abzuschwächen, erklärt er: „Der finanzielle Erfolg ist auf jeden Fall gut gewesen!“

„Für James!“ erwidert Josiah hart. „Und du, dummer Bengel, hast ihm die Stange gehalten. Weiter hast du nämlich nichts getan. Und wenn du dabei bleibst, wirst du nie selber eine gute Klinge führen, ein Kämpfer werden!“

Ben versteht. Er schüttelt den Kopf und versichert: „Nein, nein, Vater, ich werde meine eigene Faust gebrauchen – auch beim Schreiben.“

Josiahs Gesicht hellt sich auf. „Gut, mein Sohn! Aber dann laß vor allem die unsinnigen Reimereien, die nur der Sensationslust der Leute dienen, ihre Neugier befriedigen und sie das Gruseln und Nervenkitzeln lehren.“

Jetzt ist Ben betroffen. „Aber Vater, man rühmt mich doch schon als den ‚Schwarzkünstler‘“, verteidigt er sich.

„Dann laß dir sagen, daß auch die Zauberer, Goldmacher, Wahrsager, Totenbeschwörer und was es sonst noch für Höllenspuk gibt, mit demselben Namen belegt werden. Du siehst, jedes Ding hat zwei Seiten.“ Ben senkt den Kopf. Er möchte sich verkriechen. Er kommt sich vor wie ein geprügelter Schulbube.

Der Vater spricht ruhig weiter. „Du dünkst dich klug, weil die Leute dich ehrenvoll ‚Schwarzkünstler‘ nennen, so wie den deutschen Erfinder des Buchdrucks, der bestimmt eine gute Tat vollbracht hat. Wenn aber jemand diese Kunst mißbraucht, nichtsnützige, aufregende und aufreizende Verse für Straßensänger zu schreiben und zu drucken – ein Feuer zu schüren, das etwas zum Überschäumen bringt, so wie es gleich mit dem Öl im Kessel geschehen wird, dann ist das auch ein ‚Schwarzkünstler‘, aber im schlechten Sinn! So – nun schaufle die Glut aus dem Feuerloch!“

Ben gehorcht. Wortlos.

Im Garten blühen die Kirschbäume verschwenderisch voll und weiß. Der alte Apfelbaum streckt seine rosa gefärbten Blütenzweige bis hinauf in das erste Stockwerk des Hauses James Franklins.

Ben lauscht schon eine ganze Weile. Der Kuckuck ruft! Vom Nachbarbaum zwitschern die Stare. Das lockt und verführt. Der Junge glaubt herauszuhören: Komm! Komm hinaus! Singe! Fliege mit uns! Weit, weit fort! An den Hafen! Auf das Meer! In die Ferne!

„Sag, Ben, warum schreibst du keine Balladen mehr?“ reißt ihn Frau Ann aus seinen Träumen, als beide im Eßzimmer vor dem geöffneten Fenster sitzen und auf den Hausherrn warten.

Ben sieht die Schwägerin, die wie gewöhnlich zu den Mahlzeiten ein hochgeschlossenes, schwarzes Seidenkleid mit einem bauschigen Rock trägt, scheu an und sagt stockend: „Ich – ich habe keine Zeit mehr! Es gibt in der Druckerei jetzt viel zu tun!“

Ann läßt sich an die hohe Lehne des gepolsterten Stuhles zurückfallen. Ihre Finger spielen mit dem Medaillon an ihrer langen, goldenen Kette, und lächelnd erwidert sie: „Aber du brennst doch die halbe Nacht Licht und vergräbst dich auch sonntags in deinem Zimmer.“

Da überkommt Ben wieder die Leidenschaft, das Verlangen: die Lust, zu fabulieren, zu reimen! Es steigt etwas wie Trotz in ihm auf. Ich sage Ann einfach die Wahrheit! Das Gesicht von James möchte ich sehen,



wenn die Frau ihm erzählt . . . Ein kleiner kurzer Satz: Der Vater ist dagegen!

Doch als er spürt, wie Ann ihn forschend anblickt, gesteht er ihr: „Ich lese und lerne!“

„Was studierst du denn?“

„Ich war in der Schule im Rechnen recht schwach“, gibt er ehrlich zu,

„darum habe ich mir ein Mathematikbuch geliehen. Und auch eine Grammatik. Die Buchstaben, die zu Worten und Sätzen zusammengefügt werden, sind nicht tot! In ihnen ist Leben! Und ich will das kennenlernen!“

Die Tür wird stürmisch aufgestoßen. James tritt ein. Er hat den letzten Satz gehört. „Mir scheint, Ben hat nichts zu tun! Konnte er nicht bis jetzt unten arbeiten, statt hier herumsitzen! Hat nur Flausen im Kopf!“ braust er auf und setzt sich polternd an den gedeckten Tisch. Und am Nachmittag kontrolliert James, ob Ben auch gründlich in der Druckerei abgestaubt hat. Er wischt mit dem Zeigefinger über jede einzelne der acht bauchigen Farbflaschen, die mit genauem Abstand nebeneinander auf einem Regal stehen, fährt mit der Hand über den Deckel des darunterstehenden Holzfasses. Auch auf die Holzbalken und Satzkästen tippen seine Finger. Aber nirgends kann er ein Stäubchen entdecken.

Knurrend nimmt er schließlich auf einem Stuhl Platz und wippt mit dem übergeschlagenen Bein auf und ab. Er schaut auf die spiegelblanken Spitzen seiner Schnallenschuhe, dann zieht er schon zum drittenmal seine goldene Uhr, ein Hochzeitsgeschenk des Schwiegervaters, aus der Tasche seiner hellgelben Weste.

„Verdammt! Es ist schon zwei Uhr! Herr Hoos wird immer unpünktlicher. Schon eine halbe Stunde Verspätung! Wir müssen ja bis nach Mitternacht drucken, wenn schon morgen früh die Zeitungen ausgetragen werden sollen“, macht er sich Luft und wendet sich an Ben, der an einem Schriftsatz für ein Gesangsbuch arbeitet, das von einem Buchhändler in Arbeit gegeben wurde. „Leg die Drucktafel beiseite, spring hinüber zum Postmeister und hole, was er wieder für seine ‚Gazette‘ zusammengeschmiert hat.“

Der Postmeister sitzt noch vor dem Tisch und schreibt, als Ben eintritt. Das „Warte einen Augenblick!“ klingt nicht sehr freundlich. Herr Hoos ist sichtlich in Eile. Er legt das beschriebene Blatt beiseite und taucht von neuem die Feder ein.

Da redet ihn Ben an. „Bitte, Herr Hoos, sagen Sie mir, was Sie noch schreiben wollen. Ich setze es dann schon!“ Damit holt er sein kleines Notizbuch und einen Graphitstift aus der Jackentasche.

„Du?“ entfährt es dem Postmeister. Dann aber erinnert er sich, was ihm einer seiner Kunden erzählt hat, und er fragt in seiner polterigen

Tonart: „Bist du etwa der kleine Schwarzkünstler?“ Ben errötet. „Manche Leute nennen mich so“, antwortet er verlegen.

In das bartumrahmte Gesicht des Holländers, das stets unter dem Schatten der breiten Hutkrempe liegt, scheint ein Leuchtstrahl zu fallen. „Gut, Manneke!“ ruft er, „schreibe für mich! Und nicht nur heute! Mit dem Honorar werden wir uns schon einig werden!“ Er steht auf, winkt Ben heran und sagt: „Setz dich auf meinen Platz und notiere!“ Der Postmeister läuft mit langen Schritten auf und ab und diktiert. James überfliegt in der Druckerei den Bericht von Hoos. Als er dann aber Bens Handschrift erkennt, stutzt er. „Was soll das?“ fragt er barsch, „bist du mein Lehrling oder der vom Postmeister?“ „Was soll ich dazu sagen“, erwidert Ben keck, „wenn du dir die Frage selber beantwortest.“

Weiter kommt Ben nicht. Die Hand des Bruders berührt unsanft klattschend seine Backe. „Dummer Bengel, lies, was du willst, diskutiere, mit wem du willst, für mich aber hast du zu arbeiten – damit du“, fügt er noch schnell hinzu, „in deinem Beruf etwas lernst. Merk dir das!“

Doch Ben läßt sich heute auch von einer Ohrfeige nicht mundtot machen. „Wenn ich die Nachrichten nicht kurz notiert hätte, könnten wir noch immer darauf warten. Ich setze schon alles in die richtige Form!“ James sagt nichts mehr.

Auch Ben schweigt. Wenn der Bruder wüßte! Er klopft sich nur heimlich auf die linke Hosentasche, in der ein harter Schilling steckt. Vorschuß von Herrn Hoos!

Abends in seiner Kammer liest er eifrig weiter. Dagegen hat James nichts, beruhigt er sich: Und die Kerzen, die ich verbrenne, habe ich mir doch selber beim Vater gezogen. Sie kosten ihn nichts. Der Junge schmiedet Zukunftspläne: Bald werde ich nur noch lesen, was ich will! Er zählt in Gedanken schon die Schillinge, die er bei Herrn Hoos heimlich verdienen wird. Und dann wird er sich ein Buch aussuchen und kaufen! Vielleicht reicht das Geld sogar für zwei – zwei neue, eigene Bücher!

Als er das Geld wirklich beisammen hat, geht er in die Buchhandlung. Er wählt lange, sehr lange. Er durchblättert erst Bände mit Sagen, Heldengeschichten, Gedichten und bekommt von dem englischen Philosophen der Aufklärungszeit John Locke die „Abhandlung über den menschlichen Verstand“ in die Hand und liest:



„. . . Alles Wissen entspringt äußeren Eindrücken. Es gibt keine überlieferten Begriffe. Der Mensch weiß nur, was er durch seine Sinne wahrnimmt und sich durch Erfahrung zu eigen macht . . .“

Ihm ist, als erschrecke er vor diesen Worten. Das ist etwas ganz Neues. Und doch ist es so einfach und deutlich gesagt. Er behält das Buch in der Hand und nimmt noch ein zweites heraus, das daneben steht und den Titel trägt: „Untersuchung über Tugend und Verdienst“.

„. . . Verehere das Schöne und glaube an den Sieg des Guten“, überfliegt Ben und „. . . die Weisheit dessen, die in der Natur herrscht und das Erste und Oberste ist, hat es so eingerichtet, daß es dem eigenen Nutzen und Glück des einzelnen entspricht, wenn es dem allgemeinen Wohl zustrebt . . .“

Der Besitzer der Buchhandlung tritt heran und fragt: „Du willst die Bücher wohl deinem Vater schenken?“

„Nein! Sie sind für mich!“

„Was?“ wundert sich der Mann. „Wie alt bist du denn?“

Blitzschnell überlegt Ben. Ein kleine Aufrundung nach oben kann nichts schaden. So antwortet er: „Ich werde fünfzehn!“

Schnell bezahlt er beide Bücher, eilt aus dem Laden und läuft nach Hause. Guckt nicht nach rechts oder links. Liest schon in Gedanken. Er ist überglücklich! Viel glücklicher als ein Mensch, der etwa auf der Straße einen Beutel voll Goldstücke gefunden hat.

Wieder einmal wartet Ben mit Frau Ann im Eßzimmer auf James Franklin. Es ist Abendbrotzeit. Ben steht am Fenster. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fallen über die Stadt, auf den Hafen und vergolden die Masten einer Bark, die auf der Reede liegt.

Der Junge ist mit seinen Gedanken unterwegs. Das Lesen und Lernen hat seine Sehnsucht nach der großen, fernen Welt noch gesteigert und verzaubert. Auf See fahren, als Matrose oder Kapitän, das möchte er jetzt gar nicht mehr, aber reisen, die Länder besuchen, in denen die Dichter und Philosophen leben, von denen er gelesen hat: England, Frankreich, Deutschland!

Da spricht Ann. Ben hat nur die Stimme gehört, ganz von weitem. Er dreht sich um. „Was meinstest du, Schwägerin?“

„Diese ewige Unpünktlichkeit! James wird wohl wieder mit seinen Freunden zechen, den jungen Doktoren . . .“

„Doktoren!“ wiederholt Ben höhnend, „wenn es noch welche wären. Sie nennen sich bloß so, haben vielleicht nur ein paar Weisheitskörner aus der Medizin oder der Jurisprudenz aufgepickt wie die Hühner aus einem Scheffel Weizen. Sie spielen alle die gelehrten Herren, rechnen einzig mit der Dummheit ihrer Mitmenschen.“

Ann lächelt undurchsichtig und spottet: „Müssen Schwarzkünstler auch schwarzsehen?“

Da stürmt James herein. „Denk dir nur, Ann, der Gouverneur hat die Postmeisterei neu besetzt. Auf eigenen Wunsch von Hoos, der Kompanion eines Reeders werden will. Nun ist auch die ‚Gazette‘ erledigt. Der Verdienst ist hin.“ Der Mann trinkt hastig seine Tasse Tee und greift nach dem Körbchen mit Toast. Während er die Weißbrotscheibe mit Butter bestreicht, erzählt er weiter: „Ich habe mich entschlossen, eine eigene Zeitung herauszugeben. Meine Freunde rieten mir auch

dazu und werden gleichzeitig mitarbeiten. Ich denke an eine Wochenschrift, also nicht zweimal, sonder einmal vier Seiten! Ich habe auch schon einen Namen gefunden: ‚Neuengland-Courant‘! Ich werde morgen vom Gouverneur die Genehmigung erbitten. Heute in zehn Tagen erscheint die erste Nummer. Dieser 17. August Anno 1721 wird ein neuer Anfang für mich sein.“

James redet pausenlos weiter, nur von sich und seiner neuen Wochenschrift. An seine Frau richtet er kein Wort, viel weniger an Ben.

Die Frau hat sich schon daran gewöhnt. Sie fühlt sich durchaus nicht benachteiligt. In Gedanken probiert sie ein neues Kleid an und überlegt, zu welcher Kaffeegesellschaft sie morgen gehen wird.

Ben hat zuerst aufgehört. Er interessiert sich für Neuigkeiten. Dann überlegt er: Was wird diese Umstellung für mich bringen? Dumme Frage, sagt er sich zugleich, natürlich mehr Arbeit!

Die erste Probenummer des „Courant“, die von Jungen in Kaffeehäusern, Wirtschaften und in den Wohnungen der Wohlhabenden angeboten wird, spricht gut an. Feste Bestellungen werden aufgegeben. James Franklins Geschäft beginnt zu blühen.

Die Druckerei ist von nun an zugleich Redaktionsstube. In der Frühe schon sitzt an dem großen Tisch der lange, mundfaule Schotte Mac Carran. Er scheint erst von einer feuchtfrohlichen Gesellschaft gekommen zu sein, denn er versucht mit lallender Stimme dem Lehrling Ben einen Matrosenwitz für die Zeitung zu diktieren. „Das macht den ‚Courant‘ erst beliebt!“ gluckst er und verschwindet mit schwankenden Schritten.

Aber bald schon schreibt der nächste Freund James‘ die „Erinnerungen eines alten Squatters“ auf, eines Siedlers, der unbebautes Land ohne Genehmigung in Besitz genommen hat. Es ist Hobson, auch ein „Doktor“. Der halbe Tisch ist bereits mit Zetteln belegt, und noch immer kritzelt er darauflos.

Später hält Ben die Blätter lange in der Hand und versucht zu lesen. Die Handschrift ist höchst mangelhaft, man kann sie kaum entziffern. Um die Mittagszeit finden sich gleich mehrere Mitarbeiter ein. Sie warten stets auf die Einladung des Druckereibesitzers zum Essen und haben viel Zeit, miteinander lebhaft und lange zu plaudern. Ben muß verflucht aufpassen, daß er nicht von ihren lauten Gesprächen aus dem Konzept gebracht wird.

Die Männer streiten sich oft. Der Lehrling hört das unfreiwillig mit. „Deine ‚Erlebnisse auf Jamaica‘ mußt du kürzen!“ bestimmt MacCaran und reicht Hobson die Blätter zurück. „Ich brauche eine Spalte auf der ersten Seite für die Anordnungen der Gouvernementsregierung!“ „Und meine ‚Abenteuer eines Fallenstellers vom großen See‘, sollen die vielleicht auf die letzte Seite?“ wehrt sich ein schwächlicher Hagerer mit schlaksigen, eckigen Bewegungen.

„Die Inserate der Kaufleute dürft ihr nicht vergessen!“ mahnt ein älterer Herr mit hohem, steifem Hut, den er tief ins Genick geschoben hat.

„Sie bringen uns Geld und machen nicht viel Arbeit!“

Freitags aber ist Drucktag. James weist gebieterisch seine Freunde aus der Druckerei und zieht einen grauen Arbeitskittel über.

Für Ben ist das der schönste Tag in der Woche. Es klingt wie Musik in seinen Ohren, wenn die Presse stampft, der Karren quietscht, die fertigen Zeitungen gefaltet und gestapelt werden. Er hat es gern, wenn es nach Druckerschwärze riecht, die Öllampen rußen. Leise summt er vor sich hin. Stunde um Stunde arbeitet er, ununterbrochen. James dagegen hat schon zum drittenmal Pause gemacht und ist nach oben gelaufen, sich zu stärken.

Als die vierte Nummer des „Courant“ in Vorbereitung ist, stürmt Hobson in die Redaktion. „Wo ist James?“ fragt er atemlos.

„Oben!“ erwidert Ben kurz angebunden.

„Hol ihn runter! Ich habe eine Neuigkeit!“

Ben geht in die Ecke des Raumes und zieht an einer Drahtschnur. Er hat im Einverständnis mit dem Bruder oben im Eßzimmer eine kleine Glocke angebracht und ein Loch durch den Holzfußboden gebohrt. So braucht er nicht mehr die Treppe hinaufzugehen, wenn der Herr Redakteur und Druckereibesitzer James Franklin gewünscht wird.

„Denk dir nur, James“, wird er von dem Freund aufgeregt empfangen, „wie weit Ehrwürdigen Cotton Mather jetzt seinen Mund aufreißt!“

„Was wird schon sein“, lächelt James gelangweilt.

„Höre, was er in den ‚Neuigkeitenbriefen‘ über uns schreibt! . . . Die Zeitung des Herrn Franklin ist voll von unsinnigen Reden, überheblichem Gewäsch, frechen Lügen, lästerlichen Anspielungen, unmoralischen Witzen, dunklen Enthüllungen. Sie geht nur darauf aus, Streit zu beginnen und die Seelen und Sitten zu vergiften.“ Hobson wirft das Blatt auf den Tisch. „Na, was sagst du nun?“

James' Backenknochen sind in Bewegung. Er überlegt angestrengt. Dann fragt er mit lauernden Blicken: „Und die Leute – was sagen sie?“

„Nun, es gibt einige“, holt Hobson aus und hebt theatralisch den Arm mit den weißen Spitzenrüschen, „die klatschen Cotton Mather Beifall . . .“

„Auch das noch!“ platzt James dazwischen.

„. . . die meisten jedoch applaudieren dir!“

James' Gesicht glättet sich. Er greift nach seinem Hut, faßt den Freund unter den Arm und zieht ihn mit zur Tür hinaus.

Ben steht am Setzkasten, mit dem Rücken zu den beiden Sprechenden, und hat jedes Wort gehört. Jetzt huscht er zum Tisch, blättert die Zeitung auf und liest nach, was Doktor Cotton Mather geschrieben hat. Was steht da? Kaum zu glauben, wie dieser Heuchler sich mit Phrasen über Gerechtigkeit und Wahrheit brüstet! Und schon spinnt Ben den Gedanken weiter, der ihm schon vor Wochen durch den Kopf ging: Man müßte der frommen Bostoner Kirchengemeinde ins Gedächtnis zurückerufen, was vor einem Vierteljahrhundert in Salem geschehen ist. Er setzt sich an den Tisch, greift zur Feder und schreibt: „Mißlungene Versuche, Gutes zu tun. – Kann ein Mensch, der über das Gute schreibt, Böses tun? Ja, er kann es! Ich will es beweisen. Das Buch ‚Versuche, Gutes zu tun‘ ist von Dr. Cotton Mather. Das wißt ihr alle. Aber habt ihr vergessen, was jener Mann in der ehrwürdigen schwarzen Robe den Müttern Salems zufügte?“

Lassen wir uns heute von einer alten Frau erzählen, deren Tochter damals als Hexe angeklagt und gehenkt wurde.“

Ben drückt die Feder so fest auf, daß beim Punkt die Tinte verspritzt. „Meine Eve war ein lebenslustiges Ding. Sie liebte das Meer. Oft segelte sie mit ihrem Vater hinaus zum Fischen. Im Sommer badete sie regelmäßig allein oder mit ihren Gespielinnen in einer stillen Bucht zwischen den Klippen.

Wie Sie wissen, liegt Salem auf einer Halbinsel zwischen den Mündungen des Nord- und Südflusses, und unser Häuschen stand am Ufer. Landeinwärts breiten sich fruchtbare Wiesen aus, auf denen Eve unsere Ziegen hütete. Sie war auch mit den Tieren gut Freund. Besonders mit Sam, dem Ziegenbock. Er lief ihr nach wie ein junger Hund. Das Mädchen, das damals sechzehn Jahre alt war, balgte sich gern mit ihm



herum, schwang sich manchmal sogar auf seinen Rücken und hielt sich an den langen Hörnern fest.

Eve war unser ein und alles! Bis – ja, bis zu jenem Unglückstag, da der Büttel erschien und das ahnungslose Mädchen, ohne viel Worte, ins Gerichtshaus brachte. Tage der Ungewißheit vergingen. Dann begann die Gerichtsverhandlung. Mit zerzaustem Haar, eingefallenen Wangen, tiefliegenden Augen, am ganzen Leibe zitternd, so sahen wir unser Kind wieder.

„Eve!“ schrie ich und wollte zu ihr eilen, doch eine rauhe Hand riß mich zurück. Scheinheilig lächelnd trat Ehrwürden Cotton Mather ein. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr mir. Wenn Ehrwürden selber . . ., dann wird alles gut! Aber ich hatte mich gründlich geirrt. Er – Mather – trat als Ankläger auf und beschuldigte Eve der Hexerei! Mir stockte der Atem.

Auf einen Wink ging der Gerichtsdiener hinaus und führte das ältere Fräulein Henny herein. „Wiederholen Sie Ihre Aussagen!“ forderte der Richter sie auf.

Die Alte blickte sich unsicher nach allen Seiten um und erwiderte ausweichend: „Ich habe doch schon Ehrwürden Mather alles gesagt!“

„Sie sollen es wiederholen!“ befahl der Richter streng.

So begann sie weitschweifend, wie gewöhnlich auf den Boden starrend, zu erzählen:

„Ich erfuhr, daß junge Mädchen in der Bucht badeten. Abends in der Dämmerung. Das war ungewöhnlich. Wir durften es in meiner Jugend nicht. Ich mußte mich vergewissern, ging ans Meer, verbarg mich hinter dem Felsen. Die untergehende Sonne beleuchtete die nackten Gestalten, die im Wasser herumtollten und kreischten. Entrüstet wandte ich meinen Blick ab.

Plötzlich aber hörte ich laute Rufe: Sami – Sami! und sah, wie eine behaarte Gestalt mit langen, gebogenen Hörnern den Strand hinuntersprang. Mir blieb das Herz stehen. Ich klammerte mich an den Steinen fest, daß mir die Finger bluteten, und jammerte: Hebe dich von mir, Satan – hebe dich weg! – Fort, nur fort, drängte es in mir, aber ich stand wie gebannt und mußte zusehen, wie der Leibhaftige zu den Mädchen ins Wasser sprang, wie eine – die da! – die Henny richtete ihren knöchigen Finger stechend auf Eve – ‚sich auf des Gehörnten Rücken schwang und wie der mit ihr davonjagte. Ich sank kraftlos zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, war der Spuk verschwunden. Das war es, was ich am Tag darauf Ehrwürden Mather pflichtbewußt meldete. Denn ich mußte meine Seele von diesem teuflischen Druck befreien und Ehrwürden bei der Hexenverfolgung helfen!‘

„Haben Sie den Namen, der gerufen wurde, deutlich verstanden?“ fragte der Richter.

„Ja, ganz deutlich! Samiel, Samiel!“

Mit meiner Ruhe war es vorbei. „Wahnwitz!“ schrie ich dazwischen. „Unser Ziegenbock heißt Sam! Er ist der angebliche Teufel, Satan Samiel, den die Henny sah!“ Da wurde ich aus dem Saal gewiesen.

Die arme Eve konnte vor Angst kein Wort herausbringen. Ihr wurde das Geständnis mit grausamer Gewalt erpreßt.

Cotton Mather bedrängte den Richter und befahl in seinem Hexenwahn, unserm Kind das Haar abzuschneiden, den Schädel mit Branntwein zu begießen und anzuzünden. Eve sagte jetzt zu allem, was die Schergen zum Urteil brauchten, ja! Sie wurde auf dem Kirchplatz gehenkt. Sechzehn anderen erging es ebenso. Hinzu kamen noch drei Männer. Unter ihnen befand sich sogar ein junger Geistlicher aus dem Nachbarort.“

Benjamin atmet schwer, als er seine Geschichte zu Papier gebracht hat. Unfaßbar, daß so etwas geschehen konnte! Ich muß es laut und öffentlich anprangern! Ich muß die Bostoner wachrütteln.

„So ist und so war Cotton Mather“, schließt er, „wir aber wollen – im Gegensatz zu ihm – weiter nur Gutes tun! Nicht mit lauten Worten, sondern schweigend durch die Tat!“

Ben schiebt die engbeschriebenen Blätter auf den Tisch zu den anderen Manuskripten, steht auf und reckt seine Arme hoch. Dabei überlegt er: Soll ich James sagen, daß ich das geschrieben habe? Er wird mich ausschimpfen, daß ich meine Arbeitszeit verschwende! Vielleicht wird er mich sogar vor seinen Freunden lächerlich machen. Der Junge grübelt: Meine Balladen hat James gedruckt. Die brachten ihm Geld ein! Doch diese Geschichte? Nein! Das geht nicht! Ich muß so tun, als ob ein anderer, ein Unbekannter, das verfaßt hat. Ein Name aber muß darunter stehen. Welchen wähle ich? Smith? Miller? Nein, die sind zu nichtssagend.

Ben nimmt seinen Bogen noch einmal vom Tisch, überfliegt die letzten Sätze und schreibt schnell darunter: Silence Dogood – Schweigerin Tugut! Er kniff die Blätter zusammen und beschließt, sie am nächsten Morgen dicht neben die Tür der Druckerei zu legen, so, als hätte sie jemand unten durchgeschoben, wie es hin und wieder schon vorgekommen ist.

Gegen Mittag liest James den Artikel von Frau Tugut einigen der gerade anwesenden Mitarbeiter vor.

Ben wartet mit klopfendem Herzen auf das Urteil. Er spürt bald wachsende Zustimmung: „Eine sehr gute Idee! – Vortrefflich! – Druckreif! – Besser hätte es keiner von uns machen können! Daß wir nicht selber an diese alte Geschichte gedacht haben – Wir können uns gratulieren!“

James strahlt, und lärmend ziehen alle in das Café „Neuengland“.

Ben aber ist ernst geworden und denkt: Wenn das der Vater wüßte! O nein, lieber nicht! Gegen Herrn Dr. Cotton Mather wagt der kleine Ben vorzugehen!! Er fährt unwillkürlich über seinen Hosenboden, denn diesen würde der Vater sicher strammziehen!

Wie ist das nur mit der Wahrheit? grübelt er weiter. Wann darf man sie öffentlich sagen? An wem darf man Kritik üben, ohne von anderen bestraft zu werden? Der Junge wird innerlich hin und her gerissen.

Aber dann, wenige Tage später, springt Ben quer durch die Druckerei und jucht und pfeift. Fünfzig neue Abonnenten haben sich gemeldet! 350 Exemplare des „Courant“ müssen nun jede Woche gedruckt wer-

den! Und das allein auf Grund seiner Geschichte!

In diesen Stunden des inneren Beschwingtseins geht er in den Buchladen, um Schreibstifte und Tinte einzukaufen. „Haben sie wieder neue Bücher bekommen?“ fragt er wie nebenbei.

Der Buchhändler reicht Ben einen Band. „Die gebundenen Hefte des ‚Spectator‘, einer englischen Wochenschrift, die sich die Aufgabe gesetzt hat, die Leser an die Probleme der Kultur und Literatur heranzuführen, Geschmack und Urteil zu schärfen“, lobt er beflissen.

Ben greift schnell danach. Der auswendig gelernte Satz des Mannes hinter dem Ladentisch hat seine Neugier geweckt.

„Nimm das Buch zur Ansicht mit!“ meint der Buchhändler zuvorkommend.

Ben ist über das wohlwollende Angebot, das sonst nur ein Vorrecht alter Kunden ist, so erfreut, daß er nur nicken kann.

Den ganzen Abend und die halbe Nacht vertieft er sich in die Hefte. Der Stil begeistert ihn. Die Art, zu schreiben, findet er vortrefflich. So werde ich es auch machen! nimmt er sich vor. Dann wieder gibt er klein bei: Das muß ich erst noch lernen!

Der Junge spricht ganze Sätze nach, deren Klang ihn berauscht, und notiert sie in sein Merkheft. Aber damit nicht genug. Langsam und laut liest er einen Aufsatz, legt das Buch beiseite, nimmt Papier und Stift und schreibt nach, was er behalten hat. Er versucht sogar, die Prosa in Verse und wieder zurück in Prosa zu übertragen.

Wochenlang beschäftigt er sich mit diesem Lesestoff, dann greift er – im Auftrag der angeblichen Frau Tugut – wieder zur Feder. Angeregt durch den „Spectator“, kritisiert er neuenglische Zustände. Jede Woche liegt nun ein Brief von Frau Tugut neben der Tür.

James druckt ganz selbstverständlich alles ab. Er ist begeistert über den interessanten Stoff und die heiklen Themen.

Bald erreichen Leserbriefe die Redaktion: „Wir warten jeden Sonnabend mit Spannung auf die Artikel von Frau Tugut!“ – „Wir können dazu nur ja sagen!“ – „Wer steckt unter der Narrenhaube dieser Schreiberin? Wir wollen ihren wahren Namen wissen!“

Der Herausgeber des „Courant“ reibt sich die Hände, klopft seinem Bruder gönnerhaft auf die Schulter und sagt: „Ich wußte es ja!“

Ben dreht sich mit einem Ruck zu ihm um. „So weißt du auch, wer Frau Tugut ist?“

Verblüfft guckt James aus seiner leuchtend roten Weste. „Nein! Das interessiert mich auch nicht!“

Ben nimmt allen Mut zusammen. „So, nur, was sie dir einbringt? Aber ich will es dir sagen: Frau Tugut bin ich!“

Ein plötzlich einfallendes Hagelwetter hätte auf James nicht niederschmetternder wirken können. Wie ein begoßner Pudel steht er da. Doch dann schüttelt ihn die Wut. Er holt aus, schlägt zu, trifft ins Leere.

Ben ist auf der Hut gewesen. Die anschließende Schimpfkanonade läßt er ergehen über sich ergehen. Es ist ja nur der Neid, der aus dem Bruder spricht.

Hämisch höhnt der Lehrherr: „Silence Dogood – Schweigerin Tugut – nennst du dich. Nein, Talkative Dobad – Schwätzer Tuschlecht – ist der richtige Name für dich!“ Dann macht James eine wegwerfende Handbewegung, würdigt Ben keines Blickes mehr, befiehlt: „Geh an den Setzkasten!“ und knallt die Tür hinter sich ins Schloß.

Ben steht regungslos. Ein billiges Machtmittel des Lehrherrn über den Stift, ihn an die Arbeit zu schicken! Doch langsam keimt der Trotz in ihm auf. Jetzt spürt er am eigenen Leib, wie es den Menschen zumute sein muß, die ein Leben lang gedemütigt werden. Wie richtig war es, daß er sie in Schutz nahm, für ihr Recht und ihr Wohl eintrat.

So beschließt Ben, sich zur Wehr zu setzen, dem großen Bruder einen kleinen Denkkzettel zu verabfolgen.

James' Freunde erfahren natürlich von dem großen Krach. Aber seltsam, sie alle stellen sich auf Bens Seite! MacCarran, dessen Großvater noch in den schottischen Bergen jagte, guckt sich den kleinen Lehrling zum erstenmal richtig an und murmelt: „Bei diesen Franklins weiß man nie, woran man ist!“

James ärgert sich natürlich über seine Freunde und läßt seinen Groll darüber deutlicher an Ben aus, der ruhig und gewissenhaft seine Arbeit verrichtet, die sich auch, da James weiterhin viele Stunden des Tages im Café verbringt, auf die Auswahl und das Überprüfen der Manuskripte erstreckt, und das kommt Bens Absichten gerade recht.

Am 11. Juni 1722 steht im „Courant“ unter der Rubrik „Bostoner Neuigkeiten“ zu lesen:

„Am 26. Mai erschien auf der Höhe von Black Island ein Piratenschiff mit fünfzig Mann Besatzung und vier drehbaren Kanonen. Es nahm

mehrere Segler und begann entlang der Küste von Neuengland zu plündern. Der Gouverneur von Massachusetts, Herr Shute, wurde davon unverzüglich in Kenntnis gesetzt.

Am 7. Juni benachrichtigte er die Ratsversammlung davon, am Tag darauf trat das Repräsentantenhaus zusammen und beschloß, ein stark bewaffnetes und bemanntes Schiff zu entsenden und die Räuber zu verfolgen. Er setzte für jeden getöteten Piraten eine Belohnung von zehn Pfund aus und verfügte, Schiff und Ladung der Freibeuter sollten der Mannschaft zugesprochen werden, die das Piratenschiff aufbringen würde.

Wie wir soeben aus Newport erfahren, wird das von der Regierung zur Verfolgung der Seeräuber ausgerüstete Schiff, das ‚Fliegende Pferd‘, unter dem Kommando von Kapitän Papillon wahrscheinlich noch im Laufe des Monats aussegeln, vorausgesetzt, daß Wind und Wetter es gestatten!“

Eine Stunde sind die Zeitungsträger fort, da kommt schon Hobson in die Druckerei. James hockt untätig am Tisch. Er ist soeben erst aus der Schenke heimgekehrt. Hobson hält ihm das Blatt unter die Nase und tippt auf die Schiffsnachrichten: „Mensch, ein großartiger Witz!“

James stiert den Freund verständnislos an. Hobson fragt den Lehrling: „Wo ist das her?“

Ben zuckt die Achseln. „Fand es unter den Manuskripten und setzte es.“

„Ist dir dabei nichts aufgefallen?“

„Nö! Darf mir auch nicht! Ich habe doch nur meine Arbeit zu machen!“

Die meisten Leser belächeln den harmlosen Scherz, amüsieren sich über die angebliche Saumseligkeit und Freigebigkeit der Obrigkeit, über das beflügelte Dichterroß und den bunten Kapitänsschmetterling, der nur bei schönem Wetter ausfliegen kann. Die Matrosen und Schiffer in den Kneipen johlen darüber.

Die Mitglieder der Regierung und das Abgeordnetenhaus aber sind entrüstet. Sie verlangen Strafe für den Herausgeber des „Courant“. James Franklin und sein Lehrling werden vor Gericht geladen. Sie weigern sich, den Namen des Verfassers bekanntzugeben. James kennt ihn wirklich nicht. Und Ben weiß angeblich von nichts. Er wird nach Hause

geschickt, der Redakteur jedoch vom Sheriff wegen Verächtlichmachung der Regierung zu einem Monat Haft verurteilt und ins Gefängnis gesteckt.

Ben kommt von der Gerichtsverhandlung und steigt die Treppe hinauf in die Wohnung des Bruders. Nicht schnell wie gewöhnlich, sondern mit schleppenden Schritten. Er fühlt sich nicht ganz frei von Schuld. Zwar gönnt er dem Bruder den Reinfall, daß dieser Spaß aber so ausgehen würde, hatte er weder geglaubt noch gewollt. Wie soll er es jetzt Frau Ann erklären? Sie wird Fragen stellen, und er muß wohl oder übel antworten. Aber was hilft's, mutig greift er zur Türklinke.

Frau Ann sitzt am offenen Fenster. Sie ist mit einer Stickarbeit beschäftigt. Ein riesiger Strauß dunkelroter Rosen auf dem zierlichen Nähtisch verdeckt ihr Gesicht. Sie schaut kaum auf, als Ben eintritt. Ihre erste Frage ist: „Wo bleibt ihr denn so lange? Ich habe bis zwei Uhr mit dem Essen gewartet . . .“

Ben druckst. „Ich – ich – komme allein!“

„Und mein Mann?“

„Eingesperrt!“

Ann wirft die Handarbeit auf den Nähtisch. „Was sagst du? Richtig im Gefängnis? Dieser Lappalie wegen?“

Jetzt geht's los! denkt Ben und wagt sich nicht vom Fleck zu rühren. „Mein Mann im Gefängnis!“ wiederholt die Frau langsam und gedehnt, „weil er die Herren vom Gouvernement an der Nase herumgeführt hat! Dazu noch schuldlos! Denn er hat den Artikel doch nicht geschrieben! Oder . . .?“ Ann geht mit schnellen Schritten auf den kleinen Schwager zu, tritt dicht an ihn heran, greift ihm unters Kinn, hebt seinen Kopf und fragt: „. . . hast du das etwa eingebrockt, was mein Mann jetzt auslöffeln muß?“

Ben möchte in den Erdboden versinken. Aber er verzieht keine Miene. Doch die Frau will gar keine Antwort auf ihre Frage. Sie denkt: Eine gute Reklame für unsere Zeitung! Wir werden im Mittelpunkt der Gespräche in der ganzen Stadt stehen! „Setz dich!“ forderte sie dann Ben auf. „Ich werde dir etwas zu essen holen.“

Als der Junge vor dem dampfenden Teller mit gebratenem Fisch sitzt, ist ihm um vieles wohler. Er erzählt nun der Schwägerin den genauen Hergang der gerichtlichen Komödie.

„Das mußt du in die Zeitung bringen!“ sagt Frau Ann.

„Kommt es auch!“ erwidert Ben, „aber nicht so – sonst muß ich James Gesellschaft leisten. Und was wird dann aus dem ‚Courant‘?“

„Ja, Ben, wie soll es überhaupt weitergehen?“

„Wie immer! Was soll sich ändern?“ Ben fühlt sich der Situation durchaus gewachsen. Er hat ja bisher fast alles allein machen müssen. Dann bekommt er noch unerwartet Helfer. James' Mitarbeiter halten ihm die Stange! Sie schreiben weiter Artikel und bringen Nachrichten. Sie ziehen sogar manchmal ihre Fräcke aus und greifen in der Druckerei mit zu. Die Neugier und Sensationslust der Bostoner Leser wird mehr denn je befriedigt.

Dann kommt James Franklin wieder nach Hause. Die Freunde wollen ihn feiern! Doch er spielt den Kranken. In den nächsten Monaten läßt er sich in der Druckerei kaum blicken.

Als er sich dann aber droben langweilt und er ständig die Lobreden über seinen tüchtigen Bruder mitanhören muß, nimmt er, wie er sich selber einredet, die Zügel in die Hand, und noch straffer als bisher.

Der Lehrling wird wieder an seinen Platz verwiesen, jede angebliche Nachlässigkeit streng geahndet. Und der sechzehnjährige Junge darf nicht dagegen aufmucken. Er hat einen Lehrvertrag unterschrieben! Bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahr bleibt er Lehrling! Muß er kuschen! Muß schweigen!

Dieser schreckliche Vertrag! Wie oft beißt sich Ben auf die Lippen, wenn sein Lehrherr ihm Ohrfeigen verabreicht oder mit dem langen, dünnen Lineal über den Rücken oder auf die Fingerspitzen schlägt. Er darf auch nicht fortlaufen! Der Büttel würde ihn zurückholen, der Sheriff ihn auf jedem Schiff, in jeder Stadt suchen lassen!

Der Wisch muß weg! hämmert sich Ben Tag und Nacht ein. Aber wie? – Abwarten und die Augen offenhalten!

Der Gouverneur von Massachusetts, Samuel Shute, hat sich mit der Abgeordnetenversammlung entzweit, da sie ihm nicht erlauben wollte, eigenmächtig zu handeln. Er hat sich auf ein Schiff begeben, um ins Mutterland zurückzukehren.

Diese kurze Notiz kommentiert Ben: „Mister Shute ist ausgerückt! Fortgelaufen vor seiner eigenen Courage, heim zu seiner Mutter, um sich über die Wilden hinter der Großhügelbucht zu beklagen! Wir Bostoner dagegen sind froh, daß dieser Holzkopf, der immer nur mit sei-

nem harten Schädel die Ordnung einzurennen drohte, fort ist . . .“
Das schlägt wie eine Bombe ein.

Drei Tage nach Erscheinen dieses Artikels wird James Franklin von der Regierung eine Verfügung zugestellt, die ihm untersagt, den „Neu-England-Courant“ oder irgendeine andere Zeitung oder Flugschrift der gleichen Art zu drucken und herauszugeben, bevor sie nicht von dem Provinzialsekretär überprüft worden ist.

Redakteur James Franklin ist wieder Buchdrucker geworden. Eine Berufung gegen diese Verordnung ist unmöglich. Und eine Zensur wäre eine Zumutung, in die kein Neuengländer einwilligen kann.

Wütend läuft er in der Druckerei hin und her, sieht über Ben hinweg, der ruhig den Firnis mit Ruß mischt, in die Farbkanne gießt und so tut, als sei nichts geschehen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages treffen sich alle Mitarbeiter des „Courant“ im Redaktionsraum. Sie legen wie gewöhnlich ihre beschriebenen Blätter auf den Tisch, setzen sich, sprechen über Tagesneuigkeiten, machen sich Notizen, während Ben den Preßbengel herumdrückt und eine Warenliste druckt.

Das Stampfen der Presse verschluckt die Worte, die am Tisch gesprochen werden. Als er den Schriftsatz neu einfärbt, hört er den Ruf: „Herr Franklin!“ Er dreht den Kopf herum, um zu sehen, ob James gekommen ist. Aber es ist nur die Tischrunde da. Doch schon ruft es wieder: „Herr Benjamin Franklin!“, und Hobson nickt ihm zu. „Wir möchten Sie bitten, einmal herzukommen!“

In Ben ist etwas wie Abwehr. Er glaubt an einen Scherz, den sie mit ihm treiben wollen. Das Wörtchen „Herr“ irritiert ihn.

Hobson klopft in aller Ruhe einen Funken auf den Schwamm, zündet seine Pfeife an, steht auf, tritt an Ben heran und legt den Arm um ihn. „Wir wollten keinen Ulk mit dir machen, Ben, wir wollen dir nur offiziell mitteilen, daß wir beschlossen haben, den ‚Courant‘ sozusagen neu aus der Taufe zu heben, ihn also unter einem andern Namen herauszubringen. Und zwar unter Benjamin Franklin!“

Ben blickt Hobson ruhig an. Der Vorschlag kommt ihm nicht einmal unerwartet. Er hat selber mit dem Gedanken gespielt, schon bevor er den sträflichen Artikel schrieb. Er will aber sofort reinen Tisch machen, deshalb fragt er zurück: „Und James, mein Bruder?“

Hobson wischt den Einwand mit einer Handbewegung weg. „Dein



Bruder ist einverstanden, wenn sein Geschäft nur weitergeht.“

„Er hat also schon zugestimmt?“ fragt Ben zögernd.

„Er wird! Aber ich glaube, wir haben es bei dir verkehrt angefangen. Ich meine, das mit dem ‚Herrn‘“. Er dreht sich zum Tisch und sagt: „Ich bin dafür, daß wir das Du mit unserem neuen Redakteur beibehalten.“

Die andern Mitarbeiter stehen auf, drängen sich heran und strecken Ben die Hand hin. „Also auf du und du, Ben!“

Gut und schön! Aber der Lehrvertrag? Alle wissen, daß Ben die ihm übertragene Aufgabe meistern wird. Sie achten sein Können, bewundern seinen Fleiß, aber . . .

Als kurz darauf James herunterkommt, noch brummiger als sonst, stampft die Presse wie vorher. Die Freunde eröffnen ihm, ohne weitere Vorrede, ihren Entschluß. James fährt auf. Die Stirnader rötet sich

verdächtig. „Hat euch etwa der Bengel . . .“

Doch er wird sofort lebhaft unterbrochen: „Nichts hat er! Wir wollen nur nicht, daß der ‚Courant‘ so sang- und klanglos verschwindet! Wir alle sind mit ihm verwachsen. Aber nur einer kann verantwortlich sein. Einer, der zur Firma gehört: dein Bruder!“

„Nichts da, er ist mir doch vertraglich als Lehrling verpflichtet!“ versucht James einzuwenden.

„Das Geschäft über alles!“ ruft MacCarran. „Her mit dem Vertrag!“ Das wirkt. James schließt den Tischkasten auf, zieht einen großen, engbeschriebenen Bogen heraus und wirft ihn auf den Tisch. MacCarran greift sofort danach, hält ihn hoch, faßt ihn mit beiden Händen und fragt, zu Ben gewandt: „Soll ich?“

Der nickt, einmal, zweimal, dreimal!

Ritsch, ratsch! Ein Riß – und noch einer, und der Vertrag ist nichtig. MacCarran stellt sich in Positur. „So darf ich dich, Benjamin Franklin, im Auftrag deines Lehrherrn hiermit vor dem gesamten Redaktionskollegium feierlich freisprechen!“

Ben hat sich weitere Bände vom „Spectator“ besorgt und immer wieder darin studiert. Ihn nimmt er sich bei seinen neuen Aufgaben zum Vorbild. Er will für Neuengland eine ähnliche Wochenschrift schaffen. „Neuengland-Courant“ leuchtet es jetzt in roten Lettern am Kopf der Zeitung. Darunter, auffallend breit, in schwarzer Farbe, der Name des Herausgebers: Benjamin Franklin!

Im Leitartikel gibt Ben das Programm seiner Zeitung bekannt: Ich bin für das gegenwärtige Unternehmen allein verantwortlich. – Ich gehe allen besonderen Begebenheiten in Boston nach. – Ich bringe ständig neueste Nachrichten aus allen Provinzen und dem Mutterland. – Ich will nicht nur für die Zerstreung und Erheiterung der Leser sorgen, sie mit wunderlichen Vorfällen des menschlichen Lebens unterhalten, ich werde daraus auch ernsthafte Nutzenwendungen ziehen, insbesondere für Wahrheit, Recht und Freiheit eintreten!

Benjamin schreibt oft um, was er an Beiträgen von den früheren Mitarbeitern seines Bruders bekommt. Er redigiert, bearbeitet die Texte nicht nur, er erteilt auch klare Aufträge und gibt maßgebliche Belehrungen.

In den ersten Monaten geht das alles gut. Bis eines Tages auf einer der

üblichen Zusammenkünfte der Mitarbeiter im Café „Neuengland“ MacCarran mit der Faust auf den Tisch schlägt und erbost erklärt: „Ich lasse mir das nicht länger gefallen! Ich bin schließlich kein Anfänger mehr. Dieser kleine Franklin fordert uns mit seiner Besserwisserei ständig heraus. Soll er machen, was er will, aber in Zukunft ohne mich!“

„Junge Pferde machen übermütige Sprünge!“ versucht Hobson die Anschuldigung zu mildern. „Der Junge kann was, er bringt die Zeitung voran! Warten wir ab!“ Doch sein Einwurf findet keine Unterstützung. Auch James sitzt in der Runde vor seinem gefüllten Becher. Er freut sich über die abfällige Kritik, senkt aber zugleich sorgenvoll den Kopf. MacCarran bemerkt es. „Freunde!“ beginnt er nach einer Weile, „unser Hobson hat recht! Es geht aufwärts! Jede Woche wächst die Zahl der Abonnenten, und die Anzeigenaufträge häufen sich. Wir dürfen unsern James nicht im Stich lassen.“ Der lange Schotte streckt den Arm über den Tisch zu James hin und beruhigt ihn: „Wir sind doch nicht gegen dich! Machen wir es so: Wir händigen dir unsere Nachrichtenzettel aus. Damit gehen wir deinem Bruder aus dem Weg.“

James wirft also am nächsten Morgen eine Handvoll beschriebene Blätter vor Ben auf den Tisch. „Hier hast du dein neues Material!“ Als Ben keine Fragen stellt, fährt er fort: „Die andern hast du vergrault! Sie kommen nicht mehr her!“

„Na schön! Dann habe ich wenigstens meine Ruhe beim Sichten, Ordnen und Schreiben!“

Am Abend vor Bens Geburtstag, er wird siebzehn Jahre alt, bekommt er unerwartet Besuch. Der Vater! Froh eilt Ben auf ihn zu.

Josiah Franklin aber streckt seinem Sohn abwehrend die Handflächen entgegen und befiehlt: „Bleib stehen! Ich habe mit dir zu reden! Du bist dem Glauben, in dem ich dich erzogen habe, abtrünnig geworden! Wie ein Dieb in der Nacht schleiche ich mich zu dir, um dir ins Gewissen zu reden! Kehre um, ehe es zu spät ist! Bevor auch ich dich verdammen müßte, wie es viele der Gläubigen schon tun, gemeinsam mit Ehrwürden Cotton Mather!“

Ben ist es bei den ersten Worten des Vaters eiskalt über den Rücken gelaufen. Er will ihn unterbrechen, ihm erklären, ihn bitten, aber die Worte bleiben ihm im Halse stecken. Als er aber Mathers Namen hört,

reckt er sich auf. „Ehrwürden?“ Er wiederholt: „Ehrwürden nennst du den, der Unschuldige henken läßt! Und mich heißt du einen Gottlosen, weil ich für das Gute, denn das bedeutet Gott, eintrete und mich gegen das Böse wende?“

„Schweig!“ unterbricht der Vater.

Doch Ben sagt: „Mir ist es gleich, ob einer einen Talar, einen seidenen Frack oder einen groben Bauernrock trägt. Ist er aber ein Bösewicht, stelle ich ihn an den Pranger!“

Der rechtliche Sinn des Vaters möchte die Beweisgründe des Sohnes wohl anerkennen, doch der Glaube an Bibel und Kirche vermag es nicht. Wie stolz steht der Junge vor mir, denkt Josiah, und ohne Schule hat er selber seine Gaben entwickelt, ist trotz seiner Jugend etwas geworden! Seine Augen leuchten auf. Doch die Demut läßt sie sofort wieder sinken, und ruhig sagt er: „Mein Sohn, einer allein kann die Fehler der Menschen nicht ausrotten!“

„Aber einer muß den Anfang machen, Vater!“

„Der Weg, den du gehen willst, ist steinig. Sieh nur zu, daß du nicht fällst. Gott helfe dir, mein Benjamin!“

Es ist der Mittwoch vor Johanni, die Bostoner feiern ihr Sonnenfest. Aus der ganzen Umgebung kommen die Menschen zusammen. Am Vormittag wird ein Markt abgehalten. Viehhändler, Felljäger, Fischer bieten ihre Waren an. Die einheimischen Kaufleute haben Verkaufsstände eingerichtet.

Ben macht sich am Nachmittag auf den Weg. Von einem nahen Hügel blickt er hinunter. Ihm ist, als stehe er auf einem Felsen und sehe vor sich das wogende, gischtsprühende Meer. Nur bunter ist das Bild, beweglicher, wirbelnder, ungestümer! In Gedanken schreibt er schon seinen Bericht für seine Zeitung über diesen Tag.

Ob die Menschen wohl wissen, daß sie das altheidnische Fest der Sonnenwende begehen, das trotz aller Gebote und Verbote aus dem Volk nicht auszurotten war, in dem es verwurzelt ist seit Jahrtausenden? Ich muß den Bostonern davon erzählen, was ich von Großvater Folger noch weiß, der aus Wiltshire stammt.

Von Ferne tönt Ben Musik entgegen: Geigen, Klarinetten, Dudelsackklänge aus den schottischen Bergen. Der Geruch der Pastetenbäcker, Fischröster steht in der Luft.



Mühsam bahnt sich Ben einen Weg durch die festfrohe Menge. Plötzlich steht er vor einer provisorischen Bühne, einem Bretterboden auf Fässern. Der Theaterverein gibt eins seiner Bühnenstücke zum besten: Szenen aus Shakespeares „Lustigen Weibern von Windsor“. Den Hintergrund bildet eine buntbemalte Kulisse. Die Seiten sind frei für die auftretenden und abgehenden Spieler. Ein großer Planwagen ist als Requisitenkammer, Umkleide- und Schminkraum eingerichtet.

Die Zuschauer lachen, wenn der Junker Falstaff, der von einem dicken Bäckermeister gespielt wird, in seinen mehrfarbigen Pluderhosen erscheint, und jubeln, wenn er von den Weibern in den Waschkorb gepackt wird.

Ben geht weiter und überlegt: Neben Schulen, Vortrags- und Konzertsälen müßte auch ein Theater gebaut werden. Ich muß es in meiner Zeitung einmal anregen!

Da wird er plötzlich angerufen. „John!“ antwortet er erstaunt, „bist du es wirklich?“ Ben hat den feinen, jungen Herrn im hellblauen Frack und Dreispitz kaum wiedererkannt. „Wie lange bist du schon in Boston?“

„Vor einer Woche kam ich aus New York!“

„Wie lange warst du fort?“

„Einundeinhalb Jahre bin ich in unserer Filiale gewesen. Ja, und nun werde ich wieder treu und brav auf meinem Drehstuhl im Kontor von Herrn Adams sitzen. Das heißt . . .“ John Collins stockt.

Doch Ben drängt: „Was?“

„Na ja, ich werde auch hier meine Geschäfte weiterbetreiben, kleine Verbindungen mit New York und Philadelphia nützen.“

„Geschäfte?“ Bens Stimme klingt wohl erstaunt.

John lacht auf. „Natürlich! Glaubst du denn immer noch, die Jugend müßte wie der Esel im Geschirr traben und sich von dem Futter nähren, das ihm zugeworfen wird? Nein! Wozu haben wir unsern Kopf! Zum Denken und als Kaufmann vor allem zum Rechnen! Das lernt man im Hafen von New York, auf dem Überseeschiff, den Küstenseglern und in den Kellern und Warenschuppen der reichen Händler.“

Ben schweigt. Aber er versteht.

John sieht ihn an. „Geht dir endlich ein Licht auf, Lichtzieher? Aber ich hörte, daß auch du inzwischen ein großer Mann geworden bist, nur . . .“, er mustert seinen Freund von oben bis unten, „sehen kann man es nicht! Und das ist, in unserer Sprache ausgedrückt, ein inneres Defizit! Denn im Geschäftlichen wird neben dem Sein, dem Tätigsein, auch der Schein gewertet!“

Mit einer solchen Art Wissenschaft hat sich Ben nie beschäftigt. Doch die Frage des Geldverdienens, das nun einmal zum guten Leben gehört, interessiert ihn.

„Du bist so schweigsam, Ben“, sagt John, „spricht etwas gegen meine Argumente, sind meine Beweismittel nicht richtig?“

„Ja und nein!“ antwortet Ben. „Das eine stimmt: Einem leeren Beutel fällt es schwer, aufrecht zu stehen! Geld muß man erst haben, um dann sparsam damit umzugehen!“

„Sparen“, lacht John leichtsinnig, „dazu ist später noch viel Zeit! Komm jetzt, wir wollen einen Becher Wein trinken.“

„Aber . . .“, wendet Ben ein.

„Was aber?“

„Ich habe keinen Durst!“

„Das glaube ich dir nicht. Es klingt eher so, als wolltest du sagen, du habest kein Geld! Bist du denn noch immer an deinen habgierigen Bruder gebunden, trotzdem dein Name über seiner Zeitung steht und in aller Munde ist?“

Ben nickt.

„Da wird es aber endlich Zeit, daß du aufmuckst! Oder bist du, trotz deiner verantwortlichen Stellung, etwa immer noch Lehrling?“

„Nein, nein, das nicht!“

„Na also! Dann kriech endlich aus deiner bescheidenen Haut heraus!“

Und wieder schaut er Ben prüfend an: „. . . die äußerlich sogar mehr als dürrtzig ist! Verlange, was dir von Rechts wegen zusteht! Im übrigen bist du jetzt mein Gast!“ John faßt Ben unter den Arm und schiebt ihn an den ersten besten Tisch.

„James!“ ruft am nächsten Vormittag Ben den Bruder an. Es klingt aufreizend energisch in den Ohren des Älteren. Schnell dreht er sich um und fragt grob zurück: „Was?“

Ruhig und entschlossen antwortet Ben: „Ich will mit dir über den Lohn sprechen, der mir wie jedem Buchdruckergehilfen zusteht!“

James verschlägt es den Atem, er ringt hörbar nach Luft, greift nach der Tischkante, um sich festzuhalten. So sehr ist ihm dieses unerwartete Ansuchen in die Glieder gefahren. Dann aber brüllt er los, daß sich seine heisere Stimme überschlägt: „Was, Geld willst du von mir haben? Du, Lausejunge, Geld? Du hast wohl vergessen, wie dein Vater gebettelt hat, euch das Lehrgeld zu erlassen, als ich dich aufnahm. Fünf Jahre habe ich dich gefüttert, gekleidet, dir Wohnung gegeben, und alles für nichts und wieder nichts! Keinen Penny bekommst du, bevor du nicht einundzwanzig bist! So, wie es abgemacht war!“

Ben widerspricht nicht. Er weiß, daß jetzt jedes Wort, jede Bitte um Einsicht sinnlos ist einem Hohlkopf gegenüber, in dem wie in einer tönernen Sparbüchse nur Schillingstücke klimpern. Nur eins sagt er noch, ganz sachlich: „Ich bin nicht mehr vertraglich an dich gebunden! Ich verlasse noch heute dein Haus und dein Geschäft! Der ‚Neuengland-Courant‘ stellt sein Erscheinen ein!“

Die Zornesröte steigt James in die Stirn: „Und mein Geld – mein Verdienst – meine Zeitung!“ Mit wutverzerrtem Gesicht springt er den Bruder an: „Verdammter Bengel, ich werde dich lehren!“

Doch ehe er zuschlagen kann, beugt sich Ben herunter und stößt ihm mit aller Kraft den Kopf in die Magengegend.

James fällt in sich zusammen, wie ein leerer Sack.

„Waschlappen!“ Ben verzieht verächtlich die Lippen hoch, sucht zu-

sammen, was in der Druckerei von ihm herumliegt, geht in die Kammer, packt seine Sachen und trägt das Bündel zu John Collins' Wohnung.

John ist nicht wenig verwundert, als er Ben bei sich findet. Doch als er erzählt, was vorgefallen ist, sagt John: „Donnerwetter! Das hätte ich dir gar nicht zugetraut. Ein Mann mit deinen Kenntnissen findet überall Arbeit.“

„Darum ist mir nicht bange“, erwidert Ben, „es fragt sich nur: wo? In Boston ist es unmöglich. Beim Vater zu Kreuze kriechen und wieder Lichte ziehen? Als Schaueremann im Hafen arbeiten? Nein! Hier gibt's nichts für mich. Schon in der Bibel steht: ‚Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland!‘ Ich muß also fort und will es auch! Rate mir!“

„New York, Ben! Ich werde dir ein Schiff vermitteln, das dich mitnimmt!“

Ben nickt. „Nun fahre ich also doch noch zur See!“ sagt er, aber es klingt gar nicht froh.

Silberne Löffel und ein warmer Ofen

Von der Landungsbrücke in Philadelphia tritt ein junger Mann die Marktstraße hinaus. Die Taschen des zerknitterten Rockes stehen weit ab. Sie sind vollgestopft mit Hemden und Strümpfen.

Es ist Sonntag früh. Fernes Glockengeläut zieht durch die klare Herbstluft und begrüßt Benjamin Franklin beim Betreten der Stadt, deren griechischer Name „Geschwisterliebe“ bedeutet.

Aber der Fremde spürt nichts davon. Er ist müde und hungrig. Ihm ist elend zumute. Er hat sich das alles einfacher vorgestellt. Drei Tage ist der Schoner unterwegs gewesen. Bis New York. Bei Flaute und Regen. In dem ehemaligen Neu-Amsterdam gab es zwar eine Druckerei, doch sie war so klein und eng, daß kaum ein Mann darin Platz hatte. Die Holländer lasen weder Zeitungen noch Bücher. Er mußte weiter! Das kleine Boot, das ihn über die Hudsonbai nach Jersey mitnahm, wurde im Sturm abgetrieben. Die Insassen mußten eine Nacht auf der Insel Long Island zubringen. Endlich gelangte er an Land. Er lief zu Fuß weiter. Über zwei Tage. Bis nach Philadelphia.



Die Kirchenglocken hallen dumpf und dunkel in seinen Ohren wider. Hat der Vater mit seiner Mahnung recht gehabt? Muß ich jetzt schon die Rolle des verlorenen Sohnes spielen? Doch in Erinnerung und Sorge knurrt laut und vernehmlich sein Magen. Seine Augen suchen an den Häusern entlang nach einem Brezelschild. Dort ist eins! Er läuft eilig über die Straße und tritt in den Hausflur. Es duftet nach frischem Brot. Ihm läuft das Wasser im Munde zusammen. Vor dem kleinen Schiebefenster sucht er in der Hosentasche nach Kleingeld.

Eine rundliche Bäckerfrau mit schneeweißer Schürze baut sich vor dem Fenster auf.

Ben legt ein Dreipence-Stück auf das schmale Zahlbrett, zieht die nicht ganz saubere Hand rasch zurück und verlangt: „Brot!“ Die Frau

streicht das Geld ein und reicht dem Kunden drei lange, schmale Weißbrote.

Benjamin klemmt zwei davon unter den linken Arm, behält eins in der Rechten und beißt sofort gierig hinein. So geht er kauend weiter die Straße entlang.

Vor einer breiten Toreinfahrt steht ein junges Mädchen im schmucken Sonntagskleid. Ben sieht zu ihr hin. Blaue Augen unter einer blonden Haarkrone blitzen ihn an, blicken aber sofort über ihn hinweg. Denn ein junger Mann mit so zerzaustem Haar, zerbeulten Hosen und klobigen Schuhen, der dazu noch auf der Straße ißt, ist des Anschauens nicht wert.

Doch der Schein trügt, und ein zerschlissener Rock ist nicht immer ein Beweisstück für die Minderwertigkeit seines Trägers. Deborah Read, Tochter eines eingesessenen Kaufmanns, ändert ihre voreilige Meinung. Sie wird Benjamin Franklins Frau werden. Nach Jahr und Tag allerdings erst, denn vorher muß der stets auf sein Fortkommen bedachte junge Mann erst einmal nach England. Dann aber wird Hochzeit gehalten!

„Nun ist auch unser großer Wunsch in Erfüllung gegangen“, sagt der Buchdruckereibesitzer Benjamin Franklin zu seiner Frau Deborah, als die Hochzeitsgäste das junge Paar verlassen haben.

„Hätte das nicht schon viel früher sein können, Ben?“ fragt Debby, „mußtest du denn noch vorher nach London gehen?“

Über die Stirn des Mannes legen sich nachdenkliche Falten. Er antwortet: „England war kein Reinform für mich, trotzdem ich es anfangs so empfand, als ich feststellen mußte, daß der Herr Gouverneur von Pennsylvanien mich mit seinem Versprechen, mir Geld zum Kauf einer Druckereieinrichtung zu verschaffen, übers Ohr gehauen hatte. Die Zeit ist doch lehrreich für mich gewesen, und ich habe drüben einen guten Freund gewonnen, den Peter Collinson.“

„Wer ist das?“

„Ein Kaufmann und nebenbei Naturwissenschaftler. Ich lernte ihn in der Druckerei kennen, und obgleich er ein Dutzend Jahre älter ist als ich, freundeten wir uns an.“

„Aber du brauchtest doch nicht so lange fortzubleiben!“ beharrt Deborah.

„Anderthalb Jahre sind nicht die Ewigkeit, meine Liebe!“

„Dazu kommen aber noch die drei Monate für die Hin- und Rückfahrt.“ Benjamin lächelt seine Frau an. „Die Schiffsreisen waren das Schönste für mich!“

Deborah, etwas sprunghaft in ihrem Denken, kommt auf etwas anderes. „Nur schade, daß niemand unserer nächsten Verwandten bei der heutigen Feier dabei sein konnte. Meine Eltern sind tot und deine . . .“ „ . . . sind zu alt, die Reise zu unternehmen. Doch haben sie uns ihre Segenswünsche übermittelt. Wie gut, daß ich ein halbes Jahr nach der Flucht aus Boston zurückfuhr und mich mit dem Vater aussöhnte. So liegt kein Schwert zwischen uns. Ich war damals achtzehn Jahre alt und kam mir mächtig wichtig vor, als ich zuerst meinen Bruder in der Druckerei besuchte. Fünf Pfund Sterling und eine Uhr in der Tasche meines nagelneuen Anzuges.

James musterte mich von Kopf bis Fuß und würdigte mich keines Wortes. Aber da waren noch zwei Gesellen in der Druckerei. Sie fragten mich neugierig aus. Ich pries Philadelphia über die Maßen, schilderte das glückliche Leben und die guten Verdienstmöglichkeiten. Zum Beweis zog ich meine Börse, klimperte mit den Silberstücken und ließ meine Uhr an der langen Kette baumeln.

Da mein Bruder weiter so tat, als wäre ich nicht da, mimte ich den Großspurigen, gab den Arbeitern einen Schilling Trinkgeld und ging wieder.

Desto herzlicher empfangen mich Mutter und Vater, und auch Ann, meine Schwägerin, die am Abend zu uns kam, freute sich mit mir, trotzdem ihr Mann, wie sie erzählte, schwer beleidigt war und vorgab, nie vergessen und vergeben zu können. So weit kann der pure Neid und der blinde Haß gehen!“ Ben macht eine Pause und fügt dann froh hinzu: „Aber lassen wir die Vergangenheit! Wir führen unser Leben! Und das geht aufwärts! Wir werden auch das Geld, das ich mir zur Übernahme des Geschäftes borgen mußte, bald zurückzahlen, und . . .“

„ . . . ich werde dir dabei helfen!“ versichert Deborah eifrig.

„Die Schreibwarenhandlung besorge ich, und Gänsefedern verkaufe ich im Laden weiter. Und in der Druckerei nehme ich dir die größte Arbeit ab, damit du in Ruhe für deine ‚Pennsylvania Gazette‘ schreiben kannst.“

Benjamin greift nach Deborahs Händen und macht mit ihr ein paar Tanzschritte. „Jawohl, meine Liebe, wir werden unser Geschäft treiben und uns nicht von ihm treiben lassen und immer einen Groschen weniger ausgeben, als wir in unsere Kasse einnehmen!“

Debby macht sich sanft frei. „Weißt du, Ben“, beginnt sie nachdenklich, „du hast für alles, was an dich herantritt, immer so schöne, treffende Worte bereit. Du müßtest sie einmal zusammen aufschreiben, drucken und unter die Leute bringen! Die könnten bestimmt davon lernen!“

Ben schmunzelt. „Gut Ding will Weile haben! Ich muß zuerst die Menschen überhaupt an das Buch heranbringen.“

„Aber die Leute in Philadelphia lesen doch!“ wendet Deborah ein.

„Fragt sich nur was! Klatschnachrichten in den Zeitungen, Kalender mit Engels- und Teufelsgeschichten!“

„Aber auch die kleinen Bücher, das höre ich immer wieder im Laden.“

„Du meinst die Achtzehn-Penny-Heftchen der Hausierer. Das sind keine Bücher, das sind . . .“, Benjamin lacht hellauf, „das sind unge reimte Bänkelsängerlieder, wie ich sie in ähnlicher Tonart als Dreizehnjähriger dichtete und die auch damals die gedankenlosen Menschen in ihrer Einfalt verschlungen haben. Bedenke einmal, gibt es in unserer Stadt mit ihren über sechstausend Einwohnern eine Buchhandlung?“

Jetzt überzieht Deborahs Gesicht eine freudige Röte: „Dann verkaufen wir eben in unserem Geschäft auch noch Bücher!“

„Prächtig! Aber gleich eine weitere Frage: Wüßtest du jemand, der eins kaufen würde? Die Leute müssen erst von ihrem Mißtrauen gegen das Buch und die Literatur überhaupt geheilt werden, von ihrer kurz-sichtigen Meinung, die Künste lenkten die Menschen von ihrem eigentlichen Lebenszweck, ihrem Vorwärtskommen, ab, die Zeit wäre vergeudet, wenn sie ein Buch in die Hand nähmen.“

„Aber sie könnten doch daraus lernen und . . .“

„Eben! Ich werde darum zuerst einmal eine öffentliche Leihbücherei ins Leben rufen!“

Wenige Tage später sitzt Benjamin Franklin an seinem Schreibsekretär. Die Gänsefeder kratzt über das Papier. Sorgfältig reiht er Wort an Wort. „Eine Anzahl von Freunden sind an mich herangetreten mit der Bitte, alle Bücherliebhaber für den Plan zu gewinnen . . .“, schreibt er

über den Bogen, auf dem er Unterschriften für sein Vorhaben sammeln lassen will. Vierzig Schillinge sind als Einlage und zehn als Jahresbeitrag zu zahlen.

„Eigenartig“, stellt Franklin fest, als er zwei Wochen danach die Namen und Berufe der über fünfzig Personen liest, die sich einzeichneten, „das sind ja fast alle junge Arbeiter vom Dock, aus den Lagerhäusern der Kaufleute, Handwerksgesellen. Die Herren und Meister haben kein Interesse und schon gar kein Geld für Bücher.“

Sinnend überblickt er die Liste und nickt. „Ein gutes Zeichen! Die Armen haben Hunger – nicht nur auf Brot!“

Benjamin Franklin bestellt die Bücher bei Peter Collinson in London. Nach einem Jahr wird die Bibliothek eröffnet. Es spricht sich herum. Die Lesergemeinde wächst. Und Franklin läßt in seiner „Gazette“ einen „wohlmeinenden Abonnenten“ schreiben: „Ein erfreuliches Ergebnis: Bücher lesen wird Mode! Die Bevölkerung unserer Stadt freundet sich mehr und mehr mit guten Büchern an. Ist es ein Ersatz für die fehlenden öffentlichen Belustigungen? Nein! Lesen hat mit einem Tingeltangel nicht das geringste zu tun. Im Gegenteil: Es bildet, es erhebt und vertieft den Geist!“

Deborah hat auch ein Buch aus der Leihbücherei gelesen. Zum zweitenmal schon blättert sie die Seiten durch. Nur ungern trennt sie sich davon. Die Erzählung hat sie tief bewegt. Sie sagt zu Benjamin: „Schade, daß ich den Band wieder abliefern muß. Ich kann mir vorstellen, daß es vielen Lesern so gehen wird wie mir, sie möchten jetzt eigene Bücher besitzen und . . .“ Benjamin unterbricht: „Debby, ich kann mich noch gut erinnern, welche Freude ich als Junge empfand, als ich mir das erste Buch kaufen konnte.“

„So wirst du in Philadelphia nun auch der erste sein, der Bücher verkauft!“

„Ja, Debby, das ist mein Wunsch“, antwortet Benjamin. „Ich habe sogar schon vorgesorgt!“

Und es folgt in der nächsten Ausgabe der Zeitung eine große Anzeige: Bücher aus allen Wissensgebieten und zur Unterhaltung hält vorrätig die Papierwarenhandlung Benjamin Franklin in der Marktstraße!

Als die ersten Käufer kommen, reibt sich Ben die Hände, aber er dämpft Deborahs allzu kühne Hoffnungen: „Käufer sind keine Pferde, liebes Kind, wir können sie nicht am Halfter in den Laden ziehen.“

Die resolute und umsichtige Geschäftsfrau jedoch meint: „Ich denke an verschiedenartige Waren, an Dinge des täglichen Bedarfs. Wenn dem Kunden eines nicht gefällt, nimmt er etwas anderes dafür.“

Benjamin staunt ob solcher Unternehmungslust und bekennt: „Wer vorwärtskommen will, muß seine Frau befragen! Das Sprichwort behält wieder einmal recht. Du bist eine vortreffliche Verkäuferin. Ich sage ja immer schon: Fleiß und Umsicht einer Ehefrau sind für einen Mann gewinnbringender als eine gute Mitgift!“

Und die tüchtige Verkäuferin zählt auf, was sie noch alles feilbieten könnte: „Seife, Sackleinen, Putzlappen, Käse, Kaffee, Tee und . . .“ – mit einem Seitenblick auf Ben fügt sie stolz hinzu: „Brieftaschen!“

Ben verwundert sich: „Brieftaschen?“

„Ja, damit die Leute das Papiergeld unterbringen können, das du für die Regierung gedruckt hast!“

An einem warmen Nachsommertag schiebt Benjamin Franklin eine beladene Schubkarre die ansteigende Marktstraße hinauf. Er hat sich aus einem Lagerhaus am Hafen einen Ballen Papier geholt. Die Schwere des Karrens spürt er kaum. Seine Gedanken sind wieder beim Schreiben und Drucken: Einen Kalender mache ich! Aber der muß die anderen sechs, die hierzulande vertrieben werden, ausstechen. Schon der Titel müßte ansprechen, werben, in die Augen und ins Gemüt springen. Ansprechen! Aber wen? Die Bibliothek wird am meisten von der armen Bevölkerung benutzt. Also vielleicht „Kalender der armen . . .“

Da kommt ihm der Sprecher der Provinzialversammlung entgegen. Er bleibt stehen und zieht den Dreispitz, der die gleiche blaugraue Farbe des Frackes hat. „So schwer beladen, Meister?“ Franklin setzt die Karre nieder und nimmt die Mütze ab, die ebenso verschossen ist wie sein dünnes Wams. „Meine Arbeit bereitet mir Vergnügen!“

„Tüchtig, tüchtig!“ lobt der Herr mit süßsaurem Gesicht und denkt: Das hätte Franklin doch gar nicht nötig, sich so abzuplagen. Er ahnt jedoch nicht, daß die Bürger der Stadt untereinander sagen: Der Franklin scheut sich vor keiner Arbeit.

Im Weitergehen überlegt der Sprecher der Provinzialversammlung: Schreibgewandt ist er auch, der Drucker! Eigentlich der geeigneteste Schriftführer für uns. Ich werde ihn bei Gelegenheit vorschlagen.



Nach Hause gekommen, wirft Franklin den Papierballen mit einem Schwung in die Ecke der Druckerei und setzt sich an den Tisch. Wie früher bei James, sinnt er. Wie mag's ihm gehen? Er hat sein Geschäft in Boston aufgegeben und ist in die Nachbarprovinz Rhode Island gezogen. Er hat einen Sohn. Ob der auch einmal Lehrling wird bei ihm? Franklin ist mit dem Anspitzen der Gänsefeder fertig, taucht sie ein und beginnt zu schreiben.

Mitte Dezember steht in der „Pennsylvania Gazette“ eine Ankündigung: Soeben erschien für das Jahr 1733 der „Kalender des Armen Richard“. Neben dem üblichen Kalendarium, den Sonnen- und Mondauf- und -untergängen, den Planetenbewegungen und Hochwasserzeiten enthält er zahlreiche angenehme und geistreiche Verse, Scherze, Sprüche und unterhaltsame Geschichten von Richard Saunders, Freund der Gelehrsamkeit. Gedruckt und zu haben bei B. Franklin.

Wenn sich Ben auch heute wieder hinter einem Decknamen versteckt, die Käufer erraten, wer der angebliche Richard „Faulenzer“ ist, und schmunzeln schon beim Aufblättern der Titelseite.

Noch bevor das neue Jahr beginnt, rechnet Deborah ihrem Mann beim

Frühstück vor. „Ich habe noch fünf Kalender. Die andern sind verkauft. Du mußt neue drucken!“

Ben rührt Brot und Milch in der irdenen Schüssel durcheinander und beginnt zu löffeln. Dabei nickt er nur. In seinem Kopf schlagen die Zahlen Purzelbaum.

Zu seinem Geburtstag findet Benjamin auf seinem Frühstückstisch eine Porzellanschüssel und einen silbernen Löffel. Er blickt erstaunt auf Deborah. Sie strahlt ihn an. „Das Eßgeschirr und das Silberbesteck hast du dir bestimmt schon lange verdient! Und dazu möchte ich dir noch sagen, die Kalender sind schon wieder alle verkauft! Ich brauche unbedingt mehr!“

Ben steht auf und küßt seiner Frau die Hand. Sie errötet wie ein junges Mädchen und denkt: Ob das wohl dazu gehört – bei den feineren Herrschaften, die mit Silberbestecken speisen? Dann weist Franklin in seiner Werkstatt dem Gesellen und dem Lehrling, die er inzwischen angestellt hat, die Arbeit zu, geht in den Laden, zieht ein Buch aus dem Regal und setzt sich an den Kamin. Es dauert nicht lange, und er spürt, wie ihm die Hände kalt werden. Dabei prasselt das Holz, und der Schweiß rinnt ihm vom Rücken. Er dreht sich um. Nun geschieht das Gegenteil.

„Hinten gesotten und vorn erfroren!“ schimpft er vor sich hin, „törichte Einrichtung, die immer nur den halben Menschen wärmt. Sollte das nicht zu ändern sein?“ Er legt das Buch auf einen Stuhl, stellt sich vor den Kamin und blickt in die hochschlagende Flamme. Plötzlich bläst eine Bö in den Schornstein. Das Feuer schlägt zurück und versengt ihm beinahe die Kniestrümpfe. Ein Rauchschwaden füllt das Zimmer.

„Verdammt!“ flucht Franklin. „Auch das noch!“ Dann überlegt er: Die Hitze, die das Feuer entwickelt, zieht zum größten Teil in den Schornstein, ohne den Raum und die Kacheln des Umbaues zu erwärmen. Sie müßte zwischen den gebrannten Steinen entlanggeführt werden und oben durch einen Rost ins Zimmer strömen.

Benjamin beginnt in Gedanken einen Ofen zu bauen, setzt sich an den Tisch und entwirft eine Zeichnung, stülpt dann die Pelzmütze auf und steht wieder im Laden. Deborah verkauft gerade einer Bäuerin Sackleinen. „Ich bin gleich wieder zurück!“ teilt er mit und läuft schnell in die vierte Querstraße zu Robert Grace, dem Besitzer der am Stadtrand gelegenen Kalk- und Ziegelbrennerei.

„Hören Sie, Bob, ich brauche Kacheln!“ ruft er Grace zu. Der dreht sich im Stuhl von seinem Pult ab und weist auf einen Stuhl. „Wollen Sie einen Kamin setzen?“

„Kamin?“ wiederholt Franklin, „von dieser Satanserfindung mag ich nichts mehr wissen! Nein – ich will einen richtigen Ofen bauen!“

Grace erhebt sich schwerfällig und reibt sich die Hände warm. Franklin bemerkt es. „Sehen Sie, so etwas werden Sie in Zukunft nicht mehr nötig haben.“

„Da bin ich aber wirklich neugierig!“ Grace holt eine Flasche und zwei Rumgläser aus dem Schrank.

Franklin hat inzwischen die Seite aus dem Notizbuch gerissen, und nachdem beide getrunken haben, erklärt er seinen neuen Ofen. Grace hört gespannt zu, nickt mehrmals, schlägt Ben auf die Schulter und lobt: „Eine glänzende Idee! So ein Ding setze ich Ihnen und mir in die Stube!“

„Und Sie können damit so viel Geschäfte machen, wie Sie wollen!“

„Aber . . .“, will Grace einwenden.

Franklin winkt ab. „Ich will kein Geld daran verdienen. Ich bin der Ansicht, daß der wirkliche Verdienst, der einem Erfinder zukommt, die Freude sein sollte, seinen Mitmenschen geholfen zu haben!“

Deborah sitzt an einem Abend am klappernden Webstuhl. Sie braucht Hemdleinen für ihren Sohn William, der schon zur Schule geht.

„Ben!“ ruft sie ihrem lesenden Mann plötzlich zu. „Es wird Frühling. Die Frauen kaufen mehr Seife für ihre liegengebliebene Winterwäsche und für den Frühjahrshauputz. Ich habe nicht mehr viel.“

Benjamin klappt das Buch zu. „Weißt du, Frau, ich werde selber nach Boston fahren und Seife aus unserm Geschäft holen. Auch Kerzen. Damit ist beiden Franklins geholfen. Außerdem wollte ich schon lange die Eltern besuchen. Neun Jahre haben wir uns nicht gesehen.“

Josiah und Abiah Franklin sind noch rüstig und verrichten nach wie vor ihre Arbeit. Nur stiller ist der Vater geworden. Er weiß und erfährt es jetzt wieder, daß sein Jüngster vorankommt. Sein weißbärtiges Gesicht zeigt ein zufriedenes Lächeln. Jane, die kleine Schwester, hat sich mit einem Seifensieder verlobt. Sie wird mit ihrem Mann einmal das Geschäft des Vaters weiterführen.

Mutter Abiah fragt nach diesem und jenem und beim Abschied:
„Wirst du über Newport fahren?“

„Aber gewiß, Mutter“, gibt Benjamin zur Antwort, „ich will mich doch mit James aussöhnen!“

In Abiahs Augen schimmern Freudentränen.

So ein Blitzkerl

Benjamin Franklin ist dreißig Jahre alt, als er das Amt des Sekretärs der Provinzialversammlung und des Postmeisters von Philadelphia übernimmt. Das erste öffentliche Amt!

„Wirst du nun stolz werden auf dich und mich, Debby, wenn die Leute dich genauso titulieren wie mich?“

„Dummes Zeug! Du weißt, daß ich auf solche Firlefanzereien ebenso wenig Wert lege wie du.“ Sie winkt geringschätzig ab. „Die Ämter bringen wenig mehr als Ehre ein, und dafür kann man sich nichts kaufen!“

„Aber, aber, Debby! Als Postmeister bin ich der Nachfolger meines Konkurrenten Bradford. Von nun an werde ich schneller und leichter Nachrichten und Anzeigen für die Zeitung in die Hände bekommen. Meine ‚Pennsylvania Gazette‘ wird steigen! Im Ansehen – und was für uns auch wichtig ist, in der Auflagenhöhe! Und als Sekretär bekomme ich Fühlung mit den Verwaltungsbehörden und den Abgeordneten. Gönner kann jeder Geschäftsmann brauchen, selbst ein Drucker bei Erteilung von Aufträgen.“

Aber schon nach der ersten Versammlung kommt Benjamin wie zerschlagen nach Hause. Deborah merkt es ihm sofort an. „War es so anstrengend?“ fragt sie besorgt.

„Ach, weißt du, nichts macht müder als Langeweile!“

„Aber in der Versammlung wird doch geredet!“

„Das stimmt. Stundenlang. Aber wirklich zuhören kann man nur eine Weile, dann schläft der Geist ein.“

„Deshalb kommst du so spät nach Hause?“

Jetzt lacht Ben doch. „Du denkst, weil ich dort geschlafen habe? Nein, ich habe die Nachtwächter unserer Stadt beobachtet, die betrunkenen Gesellen, die in den Straßen herumbummelten, die zerlumpten Gestal-

ten, die an den geschützten Kirchenecken lagen und schliefen. Nichtstuer! Und für die müssen wir alle noch bezahlen! Stell dir vor, es bräche ein Feuer aus, was da passieren würde! Das darf nicht so weitergehen! Es muß unbedingt eine Feuerwehr für unsere Stadt ins Leben gerufen werden!“

Benjamin zieht seinen grünen Frack aus, krepelt die blütenweißen Hemdsärmel hoch, wobei er die Rüschen sorgfältig in Falten legt, und setzt sich an den Redaktionstisch. Die brennende Kerze beleuchtet schwach das Blatt Papier. Er schildert mit allen schreckeneinflößenden Einzelheiten den erfundenen Brand des riesigen Warenspeichers von Kaufmann X, der mitten in der Stadt Y liegt, wie das Feuer sich rasch ausbreitet, weil in der Nacht alles schläft – auch die angestellten und bezahlten Wächter.

„Laute Rufe um Hilfe und nach Wasser ertönen. Halbangezogene Menschen stürzen auf die Straße, rennen durcheinander. Voller Angst und Schrecken. Nicht ein einziger denkt in der Aufregung an das Nächstliegende: retten und löschen! Die Flammen schlagen höher und fressen sich gierig weiter. Mehrere Gebäude stürzen zusammen. Unersetzliche Güter werden vernichtet, Menschen, die jahrzehntelang arbeiteten, sich Entbehrungen auferlegten, um zu einem bescheidenen Wohlstand zu kommen, zu Bettlern gemacht.

Das alles geschah zum Glück nicht in unserer Stadt! Aber, aber . . .! Doch nein, ich will den Teufel nicht an die Wand malen . . .“ Jetzt schmunzelt Franklin, als er weiterschreibt und sich die langen Gesichter seiner Leser vorstellt: „Wir in Philadelphia haben ja nur pflichtgetreue Wächter! Wir haben auch eine Feuerwehr: freiwillige, geschulte, mit Leitern, Brandhaken und Ledereimern ausgerüstete Männer, die sofort an Ort und Stelle sind, wenn es die Feuersnot verlangt . . .!“ Diesen Zeitungsartikel unterschreibt Ben doppelsinnig mit „Ein Besorgter“.

Ein halbes Jahr später patrouillieren nachts uniformierte Wächter durch die Straßen Philadelphias. Sie werden von der Stadt besoldet. Es sind die ersten Gemeindepolizisten in den britischen Provinzen Nordamerikas. Dreißig Männer schließen sich zu einer Feuerwehrgesellschaft zusammen.

Benjamin Franklin hat wieder einmal erreicht, was er wollte – zum Nutzen aller!

Trotz seiner vielseitigen Geschäfte nimmt sich Franklin doch täglich etwas Zeit zum Lesen. Entweder in der Bibliothek, deren Verwalter er inzwischen wurde, oder zu Hause in seinem Arbeitszimmer. Bücher sind seine anhänglichsten Freunde geblieben. Bücherkisten aus London packt er selbst aus. Und an solchen Tagen muß Deborah gut aufpassen, daß ihr Benjamin nicht die wichtigsten Besorgungen verpaßt. An die Mahlzeiten darf sie erst gar nicht mahnen. „Wenn ich lese, denke ich nicht ans Essen!“ ist seine ständige Rede.

Eines Tages schwimmt über das große Wasser ein Büchlein „Geschichte und Wesen der Elektrizität – mit vielen wunderlichen Versuchen“, zugleich mit einem Glaszylinder und Anweisungen zu dessen Gebrauch.

Benjamins Interesse ist geweckt. Das „elektrische Feuer“ beschäftigt ihn nun Jahre hindurch. Er hat sich neben der Küche einen kleinen Raum eingerichtet und versucht Neues zu entdecken und Gelesenes auszuprobieren. Oft reicht der Platz in der Kammer nicht aus, und er hantiert auch noch in der geräumigen Küche herum. So auch heute.

Frau Franklin hat das Geschirr gespült, die Kupfer- und Messingtöpfe gescheuert und geputzt. Sie stellt die blitzenden Behälter auf ein Bord. Da bemerkt sie, daß Benjamin einen Glasstab an einem Lederlappen reibt, und sie fragt: „Was hast du denn da für einen Zauberstab?“

„Ich werde dir gleich damit etwas vorzaubern!“ Ben beugt sich zur Katze hinunter, die auf dem Fußboden lang ausgestreckt schläft, und fährt mit dem „geladenen“ Stab langsam über ihr Fell. Es knistert leise. Deborah fährt erschrocken zusammen. „Hörst du es?“ fragt Ben. Die Frau starrt mit offenem Mund bald auf das Tier, bald auf ihren Mann.

„Und siehst du, wie sich die Härchen aufrichten?“

Deborah läuft eine Gänsehaut über den Rücken. Es ist ihr unheimlich zumute.

„Das sind elektrische Funken. Du beherbergst sie auch auf deinem Kopf.“ Franklin will an Deborah herantreten, doch sie hebt abwehrend beide Hände. „Laß mich zufrieden mit deinem Teufelsspuk!“

Benjamin beruhigt seine Frau. „Ja, meine Liebe, so denken viele. Aber es ist ein ganz natürlicher Vorgang.“

Deborah zieht ihre vollen Lippen hoch und fragt bissig: „Willst du etwa mit dem elektrischen Funken den Ofen heizen?“



Franklin antwortet ganz ernst: „Das wird mir leider nicht gelingen, aber wer weiß, wie weit die Forscher ein Jahrhundert später sind. Es liegen ungeahnte Möglichkeiten in der Elektrizität.“

„Auf was du alles kommst, und was du alles ausprobieren mußt. Laß das nur nicht unseren Jungen sehen!“ warnt Mutter Franklin ängstlich. Franklin überdenkt noch einmal, was er sich aufgeschrieben hat: „Es ist die Tatsache, daß sich zwei ‚geladene‘ ungleichmäßige Körper, also

beispielsweise je eine Glas- und eine Harzstange anziehen, während sich zwei gleichmäßige abstoßen . . .“

Laut sagt er vor sich hin: „Ich muß diese Erscheinungen noch näher untersuchen!“ und entdeckt den Plus- und den Minuspol: die positive und negative Elektrizität. Er macht weitere Versuche. Ganze Nächte verbringt er in seiner „elektrischen Kammer.“

Frau Deborah aber meidet den Raum und hat ihrem kleinen William verboten, diese gefährliche Hölle zu betreten.

Als aus Holland die Nachricht von der Erfindung der Leidener Flasche nach Philadelphia kommt, baut sie Benjamin Franklin nach. Bald besitzt er davon eine ganze Batterie, mit der er seine Experimente macht, sehr zum Schrecken der Nachbarn und Bekannten, an die er bei Gelegenheit mit seinen Apparaten „Schläge“ austeilte, wenn sie neugierig alles begucken und betasten wollen.

Und als der „Schwarzkünstler“, der er nun wieder geworden ist, selbst einigemal in die Knie gehen muß, lachen die Leute schadenfroh. „Das geschieht ihm ganz recht! Wir haben ihm ja gleich gesagt, daß er damit nur Unheil anrichtet!“

Es gibt auch fromme Bürger, die kopfschüttelnd meinen: „Wenn der selige Cotton Mather noch lebte, würde er Franklin als Hexer an den Galgen bringen!“ Sie prophezeien ihm grollend die Niederfahrt zur Hölle.

Vorläufig aber richtet Benjamin Franklin seinen Blick noch zum Himmel und macht sich Gedanken über die Wirkung des Blitzes und die Ursache des Donners. Doch es fehlt ihm einfach die Zeit, sich jetzt schon näher mit diesen Naturerscheinungen zu befassen.

Am Abend seines 42. Geburtstages sitzt Benjamin neben Deborah auf der Ofenbank vor dem gedeckten Teetisch. William und die vor vier Jahren geborene Sarah liegen im Bett. Die angenehme Wärme macht Deborah, die wieder den ganzen langen Tag auf den Beinen gewesen ist, müde. Sie nickt ein.

Ben gießt den goldgelben Tee ein, stößt seine Frau sacht an und reicht ihr eine Tasse. „Trinke dich munter, Liebe, ich möchte mit dir reden!“ Deborah reibt sich rasch den Schlaf aus den Augen, trinkt den heißen Tee und denkt: Was hat er denn? Er tut so feierlich!

„Achtzehn Jahre“, beginnt Benjamin, „haben wir beide gemeinsam

geschafft, ich darf wohl sagen, uns abgerackert von früh bis spät. Ich habe heute ausgerechnet, was wir besitzen. Es reicht für ein Weiterleben ohne Druckerei und ohne Laden. Du kannst dich zur Ruhe setzen. Ich will die Zeit nützen zum Lesen und Schreiben, zum Lernen und Experimentieren.“

Deborah setzt die Tasse auf den Tisch. Sie klirrt leise. Alles hat sie erwartet, nur das nicht. „In unserm Alter gibt niemand ein sauer erarbeitetes Geschäft auf. Hast du dir alles reiflich überlegt, Ben?“ fragt sie mit unruhigen Blicken.

„Ich habe es, meine Liebe! Meinen ‚Armen Richard‘ ließ ich einmal sagen: ‚Liebst du das Leben, vergeude nicht die Zeit. Sie ist der Stoff, aus dem das Dasein gewebt ist.‘ Also leben wir und verschwenden wir nicht mehr unsere Zeit mit Ansammeln von Reichtümern, die aufgestapelt zu nichts nutze sind.“ Deborah kann es immer noch nicht fassen. Ihr Mann, der nie eine Minute untätig war . . .

Doch Ben spricht schon weiter: „Ich kann mein Geschäft für 18000 Pfund verkaufen. Wir besitzen Vermögen, ohne die 750 Dollar aus meinen Ämtern als Abgeordneter der Provinzialversammlung und als Postmeister. Ich habe draußen am Delaware-Ufer Land gekauft. Darauf lassen wir uns ein Haus bauen und einen Garten anlegen. Ich glaube, Debby, du wirst dich dort recht wohl fühlen. Und Arbeit gibt es da auch genug für dich.“

Deborah nickt ergeben. Sie widerspricht ihrem Mann nicht. Und als Ben sie mit strahlenden Augen ansieht und eine Antwort erwartet, sagt sie: „Du hast recht, Ben, ich freue mich mit dir!“

Das weitausladende neue Franklin-Haus mit seinen dicken, weißgetünchten Steinmauern liegt fest und geruhsam abseits der Stadt auf dem Rücken eines niedrigen Hügelzuges vor dem Delaware. Die Vorderseite ist einfach und schmucklos gehalten. Die Hinterfront mündet aus in eine überdachte Terrasse, Stufen führen in den parkähnlichen Garten, der sich an Blumen- und Gemüsebeeten, schattenspendenden Eichen und Weymouthskiefern, Lorbeer-, Maulbeer- und Taxusheken entlang und an Walnuß- und Obstbäumen vorüber bis dicht an den Fluß erstreckt.

Frau Franklin hat auf einen Hühner- und Ziegenstall nicht verzichtet und fühlt sich wohl bei ihrer täglichen Haus-, Vieh- und Gartenarbeit.

Benjamin aber steht in seinem Experimentierzimmer vor dem langen Tisch. Sein Blick schweift über die fünf Leidener Flaschen, die er zu einer Batterie zusammengeschlossen hat. Dann setzt er sich und zeichnet ein Schema, denn er will versuchen, die Stromstärke mehrerer verbundener Flaschen festzustellen. Es ist noch früh am Morgen. Anfang Juni. Die Sonne wirft ihre ersten Strahlen durch das große, nach Südosten gerichtete Fenster. Da hört Ben von draußen ein lautes Hühnergegacker und das Gicksen der Truthennen. Die Hausfrau sorgt für einen guten Mittagsbraten, stellt er fest und hält sich die Ohren zu. Er kann den Beilschlag nicht hören, den die resolute Deborah jetzt führen wird. Doch da kommt ihm blitzschnell ein Gedanke: Das brauchte doch nicht zu sein! Man könnte das Tier schneller und schmerzloser schlachten. Mit Elektrizität! Und schon läuft er auf den angrenzenden Hühnerhof. „Debby!“ ruft er aufgeregt.

Frau Franklin, in grauer Leinenschürze, hat einen Truthahn unter dem Arm und will gerade die Tür zum Holzschuppen öffnen, wo sich der Hackeklotz befindet. Sie dreht sich etwas ungehalten um, denn bei ihrer Hausarbeit läßt sie sich ungern stören. „Was ist denn?“

Ben merkt am Ton die schlechte Laune und bittet: „Möchtest du mal hereinkommen?“

„Ja, gleich, Ben, ich will nur erst den Hahn schlachten, sonst wird der Braten zu Mittag nicht weich.“

„Bringe das Tier mit, das wollen wir heute hier drinnen tun.“

„Was? Alles vollspritzen – kommt nicht in Frage!“

„Debby, es wird kein Blut fließen! Bitte, komm!“

Kopfschüttelnd folgt Deborah ihrem Manne ins Laboratorium. Scheu mustert sie die aufgebauten Apparate, an denen Ben jetzt hantiert. Hex-perimentiert, wie sie es im stillen nennt!

„Bitte!“ hört sie wieder, „tritt heran!“ Die Frau tut es. Ein leichtes Zittern überfällt sie. Sie sieht, wie Ben, in jeder Hand einen Draht, sich nähert. Krampfhaft preßt sie den Truthahn an sich, während ihre rechte Faust den langen Schnabel und die Fleischklunker an der Gurgel umfaßt. Was soll das alles? Plötzlich fangen ihre Knie an zu schlottern. Sie läßt ihre Last mit einem hellen Schrei fallen und läuft davon.

Benjamin sieht ihr ärgerlich nach. Im gleichen Augenblick berühren sich die Drähte, und der Experimentator Franklin fällt vom Schlag getroffen um wie ein gefälltter Baumstamm.



Als Deborah den dumpfen Aufprall und das wilde Flattern des Hahnes an der großen Fensterscheibe vernimmt, kehrt sie erschrocken um und kniet dann mit klopfendem Herzen vor ihrem lieben Ben nieder. Sie hebt vorsichtig dessen Kopf an, der wie leblos wieder zurückfällt. Sie springt auf, läuft in die Küche, füllt Wasser in eine Schüssel, gießt etwas Essig darüber, greift schnell nach einem Lappen und eilt wieder ins Laboratorium, besprengt das Gesicht ihres Mannes, legt ihm Kompressen auf und öffnet seine Kleider. Nach einigen Minuten kommt Ben wieder zu sich und beginnt sich mit Deborahs Hilfe mühsam aufzurichten. Mit steifen Gliedern läßt er sich auf einen Schemel fallen. Der Truthahn hat inzwischen die offene Tür gefunden, ist entwischt und schimpft kreischend, die grünen, schwarzgebänderten Schwanzfedern gesträubt, auf dem Hof über die gewalttätigen Menschen.

„Mein lieber Ben!“ sagt Deborah, „versprichst du mir nun endlich, mit dem Teufelskram ein Ende zu machen?“

Benjamin, noch immer matt, lächelt und erwidert tonlos: „Das kann ich nicht, meine Liebe.“ Er setzt sich gerade, schüttelt die Erschütterung ab und meint trocken: „Aber nun kenne ich wenigstens die Stromstärke einer Batterie von fünf Leidener Flaschen.“

Nach diesem „schlagenden“ Beweis macht Benjamin Franklin einen Spaziergang durch den Garten, und da ihm noch immer ein wenig dumpf im Schädel ist, legt er am Fluß im Badehäuschen seine Kleider ab und schwimmt auf den Delaware hinaus. Nach dem Frühstück setzt er sich auf die Terrasse, um die Abrechnungen der Posthalter zu prüfen.

Kurz vor Mittag kommt der Postreiter und bringt neben Zeitungen einen dicken Brief von Peter Collinson aus London. Ben öffnet gespannt den versiegelten Umschlag, faltet das Schreiben auseinander und liest: „London, 10. April 1752. Lieber Freund, Du sandtest mir vor zwei Jahren neben andren Aufsätzen Deine ‚Meinungen und Vermutungen über die Eigenschaften und Wirkungen der elektrischen Materie und Mittel zum Schutz von Gebäuden, Schiffen usw. gegen Blitz auf Grund von Versuchen und Beobachtungen, angestellt in Philadelphia 1749‘, worin Du vorschlugst, mittels Blitzableiter das elektrische Feuer geräuschlos aus den Wolken zu ziehen. Ich habe Deine Arbeit, die Du mir wie immer gleich gedruckt schicktest und die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Fragen zum Wohl der gesamten Menschheit behandelt, der ‚Königlichen Gesellschaft‘ vorgelegt und unserm naturwissenschaftlichen Magazin zur Veröffentlichung übergeben. So wurden Deine ‚Beobachtungen‘ auch in Frankreich bekannt und – im Gegensatz zu unserm Land – mit Begeisterung aufgenommen.“

„Vortrefflich!“ freut sich Franklin. „Wieder ein Schritt vorwärts in meiner Arbeit!“ Mit verhaltenem Atem liest er weiter: „Nur einer scheint Dich nicht ganz verstanden zu haben: der Abbé Nollet, der durch einige Schriften über die Elektrizität bekannt wurde. Er meint, Du habest nur den Vorschlag, nicht aber den Versuch gemacht, durch spitze Stangen die Wolkenelektrizität zur Erde zu leiten, und wirft dazu die Frage auf, ob das vielleicht deshalb geschehen sei, weil es, wie er hörte, in Philadelphia nie donnere?“

Franklins Gesicht verfinstert sich. Er überfliegt noch flüchtig: „Ich ha-

be herzlich über diesen spitzfindigen Scherz gelacht und . . .“ Weiter liest er nicht. Er hat genug.

„Beweise wollen diese Herren also!“ brummt er ingrimmig. „Gut, sie sollen sie haben!“

Franklin steht auf und geht in den Schuppen. Dort sucht er sich zwei Leisten aus Zedernholz, eine längere und eine kürzere, und nagelt sie kreuzförmig zusammen. In seinem Experimentierzimmer räumt er sorgfältig die Leidener Flaschen vom Tisch und legt das Kreuz darauf. Inzwischen ist Deborah in die Küche gegangen und bereitet Omeletts zu anstelle des verunglückten Putenbratens, als ihr Mann kurz angebunden verlangt: „Ich brauche ein großes Stück Seidentuch!“

Die Frau hat sich an derartige außergewöhnliche Wünsche ihres Mannes längst gewöhnt und gießt erst einmal den goldgelben Eierteig in die heiße Pfanne. „Nach dem Essen!“ bestimmt sie.

Ben hebt die Schultern und geht wieder, heute fügsam wie ein Junge, der ein schlechtes Gewissen hat.

Als dann aber Ben später auch noch Nadel und Seidenfaden verlangt, kann Deborah ihre weibliche Neugierde nicht mehr bändigen. Sie reicht ihm die Rolle durch die halbgeöffnete Tür und späht, was Ben vorhat. Als sie jedoch sieht, daß auf dem Tisch nur der an allen vier Enden spitz zugeschnittene Stoff liegt, wagt sie sich in den Raum, tritt neben Ben und fragt: „Was soll denn das wieder werden?“

„Rate mal!“

„Sieht aus wie ein Drachen. Aber jetzt mitten im Sommer? Wiliam ist schon zu groß dafür, und Sarah spielt nicht damit.“

„Drachen ist richtig! Rate weiter!“

„Jetzt weiß ich es. Du warst heute baden. Du willst dich den Fluß hinaufziehen lassen – Junge, Junge“, bemuttert Deborah ihren Mann und lächelt nachsichtig, „daß du nie älter werden willst!“ Sie denkt dabei an Bens Jugendstreiche, von denen er ihr erzählt hat.

Benjamin aber schmunzelt: „Du hast es doch auch gelernt, was im Evangelium steht: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen!‘ Und siehst du, da will ich jetzt schon hin – wenigstens ein Stück hinauf!“

Jetzt schüttelt Deborah den Kopf und fragt besorgt: „Du redest wirklich kindisch. Hast du dich noch immer nicht erholt von . . . von heute früh?“

Benjamin lacht hellauf. „Ach so, du meinst . . .“ Dabei tippt er sich an die Stirn. „Nein, nein! Dann muß ich dir's wohl doch erklären, Debby. Bitte, setz dich! Schau, ein Franzose wirft mir gewissermaßen vor, ich sei ein Feigling, weil ich den Blitz noch nicht mit einer spitzen Stange aufgefangen, sondern nur darüber geschrieben hätte. Da es aber so lange Stangen, die bis in die Gewitterwolken reichen, nicht gibt und ich auch keinen so hohen Turm bauen kann, will ich einen Drachen mit einer Drahtspitze hochschicken, der soll mir den Blitz auf die Erde bringen . . .“

„. . . den Drachen in Flammen setzen und dich dabei zerschmettern!“ entgegnet Deborah erregt. „Und zwar gründlich! Nicht nur so ein bißchen wie hier!“ Sie zeigt auf den Erdboden, wo Franklin gelegen hat. „Hör endlich auf zu unken, Frau! Was du befürchtest, wird nicht geschehen! Ist ganz unmöglich! Die Seide, mit der ich das Drachengestell bespanne, leitet nicht, fängt also kein Feuer. Der Blitz fährt in den Draht, läuft die Schnur hinunter . . .“

„. . . und dir in die Hand!“ unterbricht Deborah besorgt.

Doch Ben redet ruhig weiter: „. . . wird durch ein Stück Eisen, sagen wir, durch einen großen Haustürschlüssel unterbrochen, während ich an das Ende der langen Schnur wieder ein Seidenband knote. Und das halte ich in der Hand. Also kann mir wirklich nichts geschehen. So, nun weißt du Bescheid und kannst unbesorgt sein!“

Aber Debby weiß gar nichts. Sie hat überhaupt nicht richtig zugehört, sondern nur an die Gefahr gedacht, die ihrem Mann drohen könnte. Sie geht still hinaus. Einem solchen Dickschädel etwas auszureden geht über ihre Kraft.

An einem der nächsten Nachmittage verdunkelt sich plötzlich der Himmel. Fernes Grollen ist zu hören. Ein Gewitter zieht auf. Benjamin Franklin verläßt heimlich das Haus. Den Drachen mit dem darumgewickelten Schwanz, der ebenfalls aus zusammengedrehten Seidenschnüren und seidenen Läppchen besteht, unter dem Arm. Die Rolle mit Schnur, Schlüssel und Band in der Hand. Schnellen Schrittes, den breiten Hut fest in den Nacken gezogen, schlägt er die Richtung zur städtischen Viehweide ein. Er braucht für sein Vorhaben einen baumlosen Platz. Außerdem hat er dort die Möglichkeit, sich in einer der Schutzhütten unterzustellen.

Es ist noch immer drückend heiß. Gerade als Franklin das freie Gelände betritt, macht sich der Wind auf. Eine Bö jagt die andere. Das richtige Wetter für mich, denkt Ben und wickelt die Schnur etwas ab, faßt den Drachen mit der Rechten, wirft ihn den Sturm entgegen und rennt los. Wie einst am Charlesfluß! Doch er kann jetzt nicht von Erinnerungen träumen, er muß aufpassen und sich mit dem Abwickeln der Schnur beeilen. Der Drachen steigt schnell – bis er sich wie ein mächtiger, heller Schild gegen die speergleichen Blitze stellt, die aus der schwarzen Wolkenwand zucken. Es beginnt zu regnen. Bald gießt es in Strömen. Es donnert und blitzt. Ben läuft auf die Schutzhütte zu. Die Rinder sind zusammengelaufen, aber draußen geblieben, um sich abregnen zu lassen.

Benjamin steht unter dem Dach. Er beobachtet die Schnur, die hin und her gerissen wird, paßt auf, daß der gedrehte Hanf nicht das Holz berührt. Es könnte sonst ein Brand ausbrechen.

Die Gewitterwolke steht senkrecht über ihm. Bange Minuten vergehen. Nichts geschieht. Ben überlegt gerade, ob er etwas falsch gemacht hat. Als wolle er sich vergewissern, blickt er auf das Seidenband, das fest um seine kräftige Faust geschlungen ist, guckt auf den Schlüssel und die Schnur. Aber da! Was ist das? Die losen Fasern heben sich, stehen steif! Er fährt mit der linken Hand darüber entlang und wieder zurück. Die Fädchen laufen mit, wogen hin und her, wie die Weizenähren im Sommerwind. Er ballt die Hand zur Faust, nähert sich dem Schlüssel, ganz vorsichtig – ganz vorsichtig, immer näher, und reißt die Hand mit einem Ruck zurück! Ein Funke springt aus dem Eisen auf seine Haut. Er spürt ihn kaum. Der Schlüssel hat die zerstörende Kraft des Blitzstrahls abgefangen. Es verlief alles genauso, wie er es vorgesehen hatte.

Langsam zieht Franklin jetzt die Schnur nach unten, bis der Schlüssel die Erde berührt. Dann beginnt er seelenruhig die entladene Schnur des Drachens abzuwickeln.

Plötzlich hört er neben sich eine Männerstimme: „Alle Achtung, Herr Franklin! Ich bin gewiß nicht furchtsam, aber das hätte ich nicht gewagt!“

Ben dreht sich zur Seite. Es ist der alte Viehhirt. „Ihr seid es, Kid! Habt Ihr die ganze Zeit über hier gestanden?“

„Herr Franklin“, entschuldigt sich der Hirt, „als Sie kamen, stellte ich



mich in die dunkle Ecke, um zu sehen, wer es war. Dann erkannte ich Sie, kam näher heran, sah zu und wagte nicht zu stören und . . .“

Franklin meint: „Ist schon gut, Kid!“ Aber er will gern einmal das Urteil über seine Erfindung von einem einfachen Menschen hören, so fragt er: „Und was geschah?“

„Sie ließen den Blitz, der in den Drachen eingeschlagen hat, in die Erde fahren!“

Franklin ist verblüfft über diese richtige Feststellung.

Der Mann merkt es wohl und erzählt: „Wissen Sie, Herr Franklin, ich habe mich mehrere Jahrzehnte als Felljäger im Busch herumgetrieben und manches Gewitter unter freiem Himmel erlebt. Daß ein Blitz in eine Baumspitze fährt, die Rinde aufreißt und im Waldboden verschwindet, ist mir nichts Neues, Ähnliches geschah hier!“

„Und was werde ich nun weiter machen?“

Kid sieht Franklin mit zugekniffenen Augen pfiffig an. „Den Drachen auf Ihrem Haus anbringen, damit der Blitz dort und nicht ins Dach einschlägt.“

Franklin lacht laut auf und sagt: „Nein, mein Alter, das brauche ich nicht.“ Er zeigt auf das Drahtende am Drachen, den er wieder in der Hand hält: „Eine solche Eisenspitze, mit der Erde verbunden, wird schon genügen.“

Eine Feuerfalle, folgert der ehemalige Fallensteller und sagt: „Also ein Blitzfänger!“

„Ja, aber nennen wir es besser: Blitzableiter!“

Kid nickt bekräftigend und fragt sogleich: „Herr Franklin, darf ich den Leuten erzählen, was ich hier erlebt habe, damit sie einsehen lernen, daß der Blitz nicht ein Teufelsfeuer ist, sondern eine Naturerscheinung, welcher der Mensch mit seinem gesunden Verstand Herr werden kann!“

„Nur zu! Das kann nichts schaden!“ verabschiedet sich Franklin. Er will schnell nach Hause und seine Beobachtungen zu Papier bringen. Die Wolken am Himmel haben die Sonne wieder freigegeben. Ein Regenbogen glüht über dem Horizont auf. Es ist, als schreite der Heimkehrende durch eine Ehrenpforte.

Der Viehhirt blickt ihm lange nach, das Kinn auf seinen hohen, knotigen Hirtenstab gestützt, und die bärtigen Lippen formen ein Wort, das seine ganze Bewunderung ausdrückt: „Ein Blitzkerl!“

Der Gesandte der Freiheit

Zweiundzwanzig Jahre sind vergangen. Immer wieder zogen Gewitterwolken über das Franklin-Haus hinweg. Blitze trafen die Eisenstangen, die wie mahnend erhobene Finger zum Himmel weisen. Der Park ist schattiger, die Bäume im Garten sind größer geworden. Nur die Wasser des Delaware ziehen gleichmäßig wie früher daran vorbei, die Fischreier und Wildenten tauchen nach wie vor nach Nahrung, und die Boote der Waldläufer treiben, von kräftigen Ruderschlägen vorwärts bewegt, stromaufwärts den Bergen zu.

Wie hat sich doch die Stadt verändert! sinnt Benjamin Franklin, der den gleichen Weg hinaufschreitet wie damals, als er das erste Mal Philadelphia betrat: Der Hafen ist ausgebaut worden, neue Lagerhallen und Häuser sind entstanden. Neue Namen über den Schaufenstern der Geschäfte. Und da ein doppelstöckiges Gebäude! „Franklin-Gasthaus“ liest er und kneift unmutig die ergrauten Brauen zusammen. Denkmäler sollte man Menschen erst setzen, wenn sie tot sind! Und ausgerechnet ein Gasthaus mit meinem Namen! Wäre es noch das Hospital, die Elementar- oder die Hochschule gewesen, die ich gründete! Franklin schreitet schneller vorwärts, zieht die Pelzmütze, von der er sich auch an diesem ersten Maientag nicht trennen konnte, tiefer über die Augen. Er will von niemandem erkannt werden. Der braune Reisemantel schlägt bei jedem Schritt weit auseinander. Franklin ist nicht mehr der jüngste. Sein Atem geht rasch. Er muß einen Augenblick stehen bleiben, um zu verschnaufen. Er hat mehr an Pfunden zu tragen. Jetzt muß er doch lächeln. Wenn es wenigstens gute amerikanische wären! Aber die wird es hier wieder geben! In England ist das Leben teuer. Auch die Reisen nach Holland, Deutschland und Frankreich waren nicht billig.

Ben, bist du wieder ein Rechner geworden? fragt er sich im stillen. Ja, abrechnen muß ich noch mit den Ministern in London, den perückenbehangenen Holzköpfen, die ihre Kolonien in der Neuen Welt zum sklavischen Gehorsam unter ihren Willen, ihre Macht und ihre Steuergesetze zwingen wollen.

Ich sollte als Gesandter unserer Provinzen vermitteln, die drüben überzeugen, daß wir, die wir freiwillig unser Land suchten und es uns allein durch unserer Hände Arbeit zu eigen machten, uns selber Geset-

ze gaben und immer frei waren und frei sein wollen. Ich habe mein möglichstes getan, Steuerforderungen auf Güter des täglichen Bedarfs, auf Papier, Tee, Glas und was weiß ich, konnte ich wenigstens zeitweilig rückgängig machen, bis man mich durch bössartige Verleumdungen vor den Obersten Richter zerrte, mich meines Amtes als Generalpostmeister enthob und mich wie einen geprügelten Buben nach Hause schickte, bloß weil ich, den man vorsorglich mit der Würde dreier Ehrendoktoren belieh und zum Mitglied der „Königlichen Gesellschaft“ machte, angeblich nicht so wie ein „richtiger Engländer“ handelte. Aber ich bin noch keinem etwas schuldig geblieben!

Franklin hat die Stadtgrenze erreicht. Er verschnauft ein wenig und geht gemächlicher. Er kommt an sein Haus, geht durch die Seitenpforte auf die Terrasse. Hinten auf dem Hof gackern die Hühner. Wie früher! geht es ihm durch den Sinn. Aber dann erscheint Sarah, seine Tochter, die er zärtlich Sally nennt. Der gleiche Schritt wie die Mutter! Ja, die gute Deborah! Sie kann mich nicht mehr empfangen. Sie starb vor einem Jahr. Sally zog mit ihrem Mann Richard Bache und dem kleinen Sohn, den sie ihres Vaters beide Namen Benjamin Franklin gab, ins Haus, damit es nicht verwaist stand. Die junge Frau stutzt einen Moment, als sie den Besucher gewahrt. Gleich aber läuft sie auf ihn zu: „Vater, du! Endlich bist du wieder daheim!“

Franklin umarmt seine Tochter. Und dann beginnt das Fragen nach dem Ergehen, während sie in das Haus treten. Noch bevor sie in das Wohnzimmer kommen, hat Sarah ihrem Vater den Mantel und die Mütze abgenommen, wie es die Mutter immer getan hat.

Im Zimmer ist alles unverändert. Bis auf ein Bild an der Wand. In einem dunklen Holzrahmen hängt die Titelseite seiner „Pennsylvania Gazette“ aus dem Jahre 1754 mit seiner Zeichnung: eine in dreizehn Teile zerhackte Schlange mit der Inschrift: Einheit oder Tod!

Franklin schmunzelt und fragt, auf das Bild zeigend: „Du, Sally?“
„Nein! Richard hat es aufgehängt.“

Franklin nickt und denkt: Mag er als Kaufmann, wie man mir unterwegs hinterbrachte, auch nicht viel taugen, aber er ist wohl ein guter Amerikaner! Besser jedenfalls als mein Sohn William, der Herr Gouverneur von Englands Gnaden in New Jersey, der sich am gegenüberliegenden Ufer des Delaware ein hochherrschaftliches Haus bauen ließ, als wollte er seinem Vater täglich vor Augen führen: Das bin ich!



Während Sarah sich um das Essen kümmert, schaut sich Franklin weiter im Raum um. Die helle Sonne spiegelt sich in dem glänzendgelben Porzellantassen, die Ben einmal seiner Deborah schenkte. Sie war so stolz darüber gewesen, erinnert er sich mit wehmütigem Lächeln. Er verläßt langsam das Zimmer und steigt die Treppe hinauf. Hier findet er auch alles so, wie er es verlassen hat: im Schlafzimmer den Läufer

und die flandrischen Bettbezüge, die Sessel mit den bunten Stoffen überzogen, die er seiner Deborah mit dem ellenlangen Stück blauen Kattun aus England schickte.

Er läßt sich schwerfällig in einen der weichen Stühle am Fenster fallen, denkt an die gemeinsamen Arbeitsjahre mit seiner Frau und schaut träumend in den blühenden Garten.

Am Nachmittag sitzt er dann mit Richard Bache und Sally zusammen auf der glasverdeckten Terrasse. Abgespannt und müde streckt er sich auf dem Liegestuhl und stützt den Kopf mit der Hand.

„In Boston hat es also angefangen!“ sagt er gedehnt, „ja, ja, meine Heimatstadt hat es in sich. Erzähle mir Näheres, Richard! Ich habe wenig davon erfahren, und wenn, dann war nur von Rebellen und Gesetzesbrechern die Rede, die man nach England bringen und vor Gericht stellen müßte! – Aber vorher gieß uns ein. Wir wollen den Wein probieren, von dem ich ein Fäßchen aus London mitgebracht habe.“

„Geschmuggelt! hätten die Zollwächter früher gesagt“, meint Bache, greift nach der Kanne und füllt die Gläser mit funkelndem rotem Burgunder.

„Die Zeiten sind vorbei!“ bestätigt Franklin.

Sarah ist aufgestanden und bringt den wollenen Schlafrock, hängt ihn über des Vaters Schultern und legt eine warme Schafwolldecke über seine Knie.

Als alle drei getrunken haben, berichtet Bache: „Schon als von der ‚Besteuerung Amerikas‘ die Rede war, taten sich in Boston junge Leute, Angestellte, Arbeiter, Bauern und Handwerker, zu einem Klub zusammen. Sie nannten sich ‚Söhne der Freiheit!‘“

„Der richtige Name!“ bemerkt Franklin. „In den ‚Söhnen‘ liegt Bewegung, Tatendrang. Was sie wollten, brauchst du mir nicht zu erklären.“

„Ja, auf ihren Versammlungen, die sie im geheimen abhielten, wurde nicht viel geredet, es wurden knappe Beschlüsse gefaßt, wenn es galt, etwas zu unternehmen. Als dann Anno 65 die Steuergesetze in Kraft traten, pflanzten die ‚Söhne der Freiheit‘ einen Freiheitsbaum. Und in ihren Liedern bekannten sie:

„Unsere Väter fuhren weit über das Meer.
Sie fanden hier Land und Arbeit und Ehr‘.
Sie pflanzten den Baum der Freiheit ein,

sahen ihn wachsen, blühen und gedeih'n!
Sollen wir, die Söhne, nun Sklaven sein?
Nein! Nein! Nein!
Frei geboren, wollen wir in Freiheit leben,
nicht wie Fronknechte unser Geld hergeben!“

Franklin ist munter geworden. Er klatscht vor Begeisterung in die Hände. „Bravo, Söhne der Freiheit!“

Bache fährt fort : „Es blieb nicht beim Singen. Das Holzhaus des Steuermeisters wurde in Brand gelegt und vor den Trümmern eine Tafel errichtet: ‚So ergeht es jedem, der von uns unrechtmäßig auch nur einen Penny verlangt!‘ Tags darauf kam das Haus des Gouverneurs an die Reihe. Es bleibt uns keine andere Wahl. Wir mußten uns wehren gegen Unrecht und Zwang. Vor allem auch gegen die drückenden Zollschi-kanen. Mitte Dezember 73 fuhr ein Viermaster der Englisch-Ostindischen Handelsgesellschaft in den Hafen von Boston ein und warf auf der Reede Anker. Es sprach sich schnell herum: Er hatte Tee geladen! Verzollten Tee! Den sollten wir nun teurer bezahlen! Hier bei uns und auch in New York waren solche Ladungen einfach zurückgeschickt worden. Der Gouverneur von Boston aber widersetzte sich. Als die Dunkelheit hereingebrochen war, schlichen fünfzig als Mohawk-Indianer verkleidete Freiheitssöhne zum Hafen, bestiegen dort angeseilte Fischerboote und ruderten leise, die Ruder mit Wollbändern umwickelt, zur Reede hinaus. Am Viermaster legten sie an, warfen die mitgenommenen Enterhaken über die Reling und kletterten katzenleich an Deck. Die Wache lag gebunden und geknebelt auf den Brettern, noch ehe sie Alarm schlagen konnte. Die Kajüten wurden vernagelt, so daß niemand von der Besatzung heraus konnte. Und dann begann die Arbeit! Sie hievten die Teekisten herauf, öffneten sie und kippten den Inhalt über Bord. Ich habe es mir ausgerechnet: 18 000 Pfund Tee fielen in dieser Nacht ins Wasser!

Schnell, wie die ‚Mohawk‘ gekommen, verschwanden sie wieder, nachdem sie die Wächter befreit hatten, ohne sonst auch nur einen Nagel von den Kisten mitzunehmen. Onkel Mecon schickte mir die Zeitung mit dem Bericht über den Vorfall. Rechtsanwalt Adams schrieb dazu: „... Das war die herrlichste Tat! Diese Teevernichtung ist so kühn,

überlegt und trefflich durchgeführt worden, daß ich sie für eine Epoche in unserer Geschichte halte!“

„Richtig! Gut gesagt!“ bestätigt Franklin eifrig. „Aber . . .“

„Freilich, das traurige Kapitel in dieser Geschichte folgte nur allzubald“, berichtet Bache weiter, „zunächst jenes Handgemenge zwischen englischen Soldaten und einheimischen Matrosen, das drei Tote kostete, und dann das Strafgericht, die Schließung des Bostoner Hafens auf königlichen Befehl aus London.“

„Das weiß ich“, sagt Franklin leise, „es war ein schwerer Schlag für mich. Und noch schlimmer war es: Ich konnte nichts dagegen tun! Als ich erfuhr, daß sich der General Gage mit Truppen nach Boston einschiffte, begann ich die Königliche Regierung zu hassen.“

Sarah ist aufgestanden und ins Zimmer gegangen. Sie kommt mit der Lampe und einer Zeitung wieder. „Höre, Vater, was Adams damals schrieb: ‚Am 1. Juni hörte jedes Geschäft in dem gebannten Boston auf. Die Kaufmannsgewölbe sind geschlossen und die Werften verlassen. Die wenigen zurückgebliebenen Schiffe liegen abgetakelt da. Arbeiter, Kaufleute und Gewerbetreibende gehen unbeschäftigt hin und her. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit herrscht in der Stadt und auf dem benachbarten Lande. Die zahlreichen englischen Truppen scheinen sich über das allgemeine bürgerliche Unglück zu freuen. Endlich hat die Rebellen die gerechte Strafe getroffen! Das ist ihre Meinung. Wir müssen elend zugrunde gehen, glauben die Bostoner. Unser einziger Trost ist, daß es für eine edle Sache geschieht, die der Wahrheit und Tugend, der Freiheit und Menschlichkeit!“

Sarah faltet das Blatt zusammen. „Und nun zeigte sich der Wille zur Einheit, Vater, wie du sie schon vor zwanzig Jahren fordertest! Alle Provinzen halfen Boston! Sie schickten Nahrungsmittel und Geld. Auch ich fuhr hinüber zu Tante Jane. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, was dort geschah, und ich war erstaunt: In Boston blies niemand mehr Trübsal! Das gewohnte Leben ging langsam weiter. Auch gegen den Willen der Feinde, wie man die Engländer jetzt öffentlich nennt, die Schritt um Schritt vor der aufrechten Haltung der Bostoner zurückwichen und nun trotz des Verbotes Schiffe und Fischer ein- und ausfahren und die Werften weiterarbeiten ließen. Es war ein offenes Geheimnis, daß an allen Orten die Männer zusammenkamen, militärische Übungen veranstalteten und mit Waffen ausgerüstet wurden.“

„Und als dann die Engländer versuchten, unsere Waffen, und Pulverlager in Concord zu beschlagnahmen“, fährt Richard fort, „kam es vor vier Wochen zum ersten blutigen Zusammenstoß und noch am gleichen Tag bei Lexington zu einer regelrechten Schlacht.“

Franklin erhebt sich. Den Schlafrock wie einen Mantel umgehängt, steht er breit und massig da, greift nach der Kanne, gießt die Gläser nochmals voll, erhebt das seine und trinkt es in einem Zug leer. „Auf die tapferen ‚Söhne der Freiheit‘, die durch ihre Tat die Revolution in Gang gebracht haben!“ fügt er leise hinzu und geht langsam in sein Schlafzimmer.

Bevor Richard Bache am nächsten Morgen aufsteht, geht Franklin schon den Gartenweg hinunter zum Fluß. Die Badehütte, öfter ausgebessert, steht noch. Schwimmen? Ein Bad in den kühlen Fluten wie einst? Die leidige Gicht, die in den Gliedern reißt, verbietet es. Schade, schade! bedauert der alte, beliebte Mann. Er kehrt um. Im Garten schneidet Sarah rote und gelbe Tulpen.

„Schönen, guten Morgen, liebes Kind!“ begrüßt Franklin sie. „Ich hatte noch keine Gelegenheit, dir für deine Sorge um das Meine zu danken.“

Sarah wird vor Verlegenheit rot. „Aber, Vater“, antwortet sie schlicht, „ist es nicht auch einer deiner Grundsätze, daß man über solche Selbstverständlichkeiten nicht reden sollte? Ich würde mich freuen, wenn du endlich in Ruhe und Muße deine weiteren Jahre verbringen könntest!“ „Ruhe?“ erwidert Franklin. „Jetzt, wo mein jahrzehntelang genährter Wunsch sich zu erfüllen beginnt und jedermann gebraucht wird? Nein! Ich will mithelfen, das Begonnene zu vollenden!“

Sarah begreift den Wunsch und Willen des Vaters nur allzugut und lenkt sofort ein: „Ich glaube auch, daß man dich braucht! Übrigens – wir vergaßen es dir gestern zu sagen: Du bist in den ständigen Kongreß gewählt worden, der von Mitgliedern aller Provinzen beschiedt wird und der seit den Bostoner Geschehnissen hier tagt.“

Vater Franklin nickt befriedigt. „Siehst du, es geht schon los!“

Es war in der Tat so! Von Boston kamen neue, erhebende Nachrichten: Auf den Hügeln hinter Charlestown hatten die Rebellen den Engländern eine Niederlage bereitet, mehr als tausend von ihnen bei Bunker Hill in den Tod geschickt.

Im Kongreß wird Benjamin Franklin sofort wieder zum Generalpostmeister ernannt. Vorsorglich läßt er Richard Bache als seinen Stellvertreter einsetzen. Weiter berät das Repräsentantenhaus über die Zusammenfassung aller Streitkräfte, beruft als Oberbefehlshaber den Obersten George Washington aus Virginia und setzt einen Fünferschuß ein, der den Entwurf einer Unabhängigkeitserklärung anfertigen soll. Benjamin Franklin gehört dazu.

In der Vorrede der Erklärung steht: „. . . Wir halten diese Wahrheiten für selbst bewiesen: daß alle Menschen gleich geschaffen sind. Daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden, als da sind Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Daß zur Sicherung dieser Rechte unter den Menschen Regierungen bestehen, die ihre gerechten Vollmachten von den Regierten selber erhalten. Daß, wenn immer eine Regierungsform zerstörend wirkt, es das Recht der Völker ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, die Sicherheit und Glück des Volkes gewährleistet . . .“

Am 4. Juli 1776 beschließt der Kongreß sodann in der großen Versammlungshalle in Germantown das Freiheitsgesetz: „. . . Wir, die Repräsentanten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Allgemeinen Kongreß versammelt, rufen den obersten Richter der Welt zum Zeugen der Aufrichtigkeit unserer Absichten auf, geben im Namen und im Auftrag des ganzen Volkes dieser Kolonien feierlich bekannt und erklären, daß diese Vereinigten Staaten von Rechts wegen freie und unabhängige Staaten sind . . .“

Doch als Benjamin Franklin am Abend dieses denkwürdigen Tages heimkommt, ist er schweigsam. Sarah wundert sich und forscht den Vater behutsam aus. „Ich hörte die Glocken läuten, euer – ich möchte sagen – dein Gesetz ist doch angenommen worden?“

„Nein! Nicht vollständig!“ gibt Franklin zurück, und es klingt unwillig und hart. „Meine Forderung, auch unsere afrikanischen Landsleute in die Unabhängigkeit mit einzubeziehen, ihnen die Freiheit zu geben, ja, diese Forderung mußte gestrichen werden.“

„Und warum das alles in der Welt?“

„Weil die Plantagenbesitzer der Südstaaten, die behaupteten, ohne Negerklaven zugrunde gehen zu müssen, gemeinsam mit den Königstreuen in der Mehrzahl waren.“ Franklin stampft wütend im Zimmer



auf und ab. „Diese Menschenschinder! Es ist eine Schande, daß ihretwegen unsere Unabhängigkeitserklärung eine Halbheit bleiben muß!“

„Und wie wird England eure Lossprechung vom Mutterland aufnehmen?“

„Es wird Kriegsschiffe mit Soldaten und Munition schicken!“

„Werden wir gegen solch eine Übermacht bestehen können?“

„Allein kaum. Wir müssen Helfer gewinnen. Verbündete. Wir wollen deshalb Unterhändler nach Paris schicken. Denn Frankreich hat es noch nicht vergessen, daß es seine amerikanischen Besitzungen durch seine Inselnachbarn verloren hat.“

Franklin läßt sich langsam in einen Sessel fallen. Sarah tritt an ihn heran. Sie weiß, wen der Kongreß schicken wird: ihren Vater! Trotzdem fragt sie ihn.

Vater Franklin nimmt seine Brille ab, wischt sich über die schwachen Augen, blinzelt die Tochter an: „Wen wohl, Sally?“

Sarah dreht sich um, tritt ans Fenster und blickt über die große Terrasse hinweg in die dunkelgrünen Kronen der Laubbäume. „Aber die Strapazen für dich und die Unsicherheit im Krieg auf dem Meer . . .“ Sie

geht wieder zurück, legt die Hand auf Benjamins Schulter und sagt innig: „Hoffentlich kommst du bald wieder!“

Der siebenjährige Benjamin Franklin Bache will gerade ins Zimmer stürmen, ist aber folgsam an der Tür stehengeblieben. Er darf ältere Leute mitten im Gespräch nicht stören. So hört er die letzten Sätze. Dann rennt er auf Franklin zu. „Bitte, Großvater“, bettelt er, „nimm mich mit auf die Reise! Auf das Schiff . . .“

Franklin streicht dem Jungen über den blonden Schopf, denkt: Auch bei ihm die Sehnsucht nach dem Meer. Er sieht seine Tochter fragend an: „Wenn deine Mutter uns Männer allein fahren läßt?“

Sarah zögert. So weit soll ihr Kind von ihr fort? In ein fremdes Land und über die weite See? Aber Großvater Franklin beruhigt sie. Dem Enkel wird unter seiner Hut nichts Arges zustoßen, und eine Reise ist ja kein Abschied für immer. Auch Richard Bache stimmt zu. Da nickt sie unter Tränen Gewährung. Noch ahnen die Eltern nicht, daß sie die beiden Reisenden erst neun Jahre später wiedersehen werden, denn so lange währt die Mission des Gesandten Benjamin Franklin am Hofe Ludwigs XVI. zu Paris.

Mit dem fast achtzigjährigen Großvater kehrt 1785 ein junger Mann von 16 Jahren ins Vaterhaus zurück. Er schwärmt begeistert von der langen, fast fünfwöchigen Überfahrt: „Dreimal waren englische Kriegsschiffe hinter uns her! Der Kapitän ließ schon die Kanonen richten, aber gleichzeitig mehr Segel setzen, was ich damals sehr bedauerte, da ich für mein Leben gern eine richtige Seeschlacht miterlebt hätte.“

Franklin und Bache, die mit Sarah am Tisch sitzen, entgegnen: „So eine Seeschlacht ist kein amüsantes Schauspiel, mein Sohn.“ Und Sarah läßt ein warnendes: „Aber Junge!“ hören.

„Ist doch nicht so weit gekommen, Mutter!“ beruhigt er sie. „Wir landeten in einem kleinen Hafen im Süden Frankreichs und fuhren dann tagelang in einer Kutsche weiter. Die Kleidertruhe, die Bücherkisten und Großvaters Druckerpresse, Setzkästen und seine Badewanne brachte ein Lastwagen nach. In Paris blieben wir nicht lange. Wir zogen nach Passy, in die Nähe von Versailles, wo der König wohnt!“

Als die anderen schweigen, fährt er wichtig fort: „Wir wohnten auch in einem richtigen kleinen Schloß mit einem großen Park. Wie die Gra-

fen! Aber Großvater war in Paris noch viel mehr! So sehr ist er geachtet und geehrt worden! Was, Old Ben?“

Sarah sieht erschrocken ihren Sohn an.

Aber Franklin erklärt schmunzelnd: „So nannte man mich allgemein in Paris. Auch in den Zeitungen.“

„Volkstümlicher geehrt als ein König – und ich – ich war der junge Ben!“ brüstet sich der Enkel. Seine Augen strahlen, und seine Stimme klingt klar und froh. „Die Pariser bewunderten den Freiheitshelden aus Amerika. Bedeutende Männer besuchten ihn: der Sekretär der Akademie der Wissenschaften d’Alembert, der Naturwissenschaftler Georges Buffon. Ja, und einmal waren wir sogar bei dem großen Dichter Voltaire, der sich kurze Zeit in Paris aufhielt. Es geschah gleich im ersten Jahr. Als wir beide vor ihm standen, sagte Großvater zu mir: ‚Knie nieder! Dieser Mann thront höher als ein König!‘ Voltaire legte seine Hand auf meinen Kopf, so, als wollte er mich segnen, und sagte in unserer Sprache: ‚Gott und Freiheit!‘ Es war sehr feierlich, das könnt ihr glauben!“

Sarah ist weich gestimmt. Sie freut sich, daß der Sohn mit ihrem Vater so viel Schönes erlebte und Gutes lernte! Dankbar schaut sie nach ihrem Vater hinüber. Der sitzt in sich gekehrt im Sessel. Die weißen, schütterten Haare reichen ihm bis auf die Schultern und umrahmen sein volles, gütiges Gesicht. Der Junge plaudert unbekümmert weiter: „Bald darauf kam ein versiegeltes Schreiben: Großvaters Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften! Die Urkunde wurde ihm mit allen Ehren vom Sekretär ausgehändigt. Ich war Old Ben nachgelaufen und hatte mich im Saal hinter einem Pfeiler versteckt. Die betretenen Diener wollten mich hinauswerfen. Ich aber guckte sie groß an und nannte meinen Namen. Da verbeugten sie sich tief vor mir, wiesen mir einen Platz an und gingen.“

„So klein und schon so eingebildet“, verweist Vater Bache lachend. Benjamin Franklin Bache aber fragt nur zurück: „Hättest du dir so einen Augenblick entgehen lassen? Höre nur, was d’Alembert von Old Ben sagte. Ich prägte mir jedes Wort ein, trotzdem ich damals nur wenig Latein konnte:

‚Eripuit coelo fulmen
sceptrumque tyrannis.‘ “

Baches verstehen kein Wort. Über Großvater Franklins Gesicht huscht ein Schimmer der Verklärung.

Der Junge übersetzt selbstsicher:

„Er entriß dem Himmel den Blitz
und den Tyrannen das Zepher.“

Es ist einen Augenblick still im Raum. Baches sind ergriffen. Der Junge hat vom Erzählen rote Wangen bekommen. Die langen, gewellten Haare fliegen bei seinen raschen Kopfbewegungen hin und her. Er spricht leidenschaftlich: „Beaumarchais, der Lustspieldichter, dessen mutige Komödie ‚Die Hochzeit des Figaro‘ erst vor kurzem die Pariser zu Beifallsstürmen hinriß, hatte unter einem Decknamen eine Handelsgesellschaft gegründet, die Schiffe mit Waffen nach Amerika sandte und diese gegen Tabak, Mais und Pelze eintauschte. Die französische Regierung schickte Geld. – Aber den Bündnisvertrag konnte Old Ben erst im Februar 1778 unterschreiben!“

„Es war eine harte Arbeit!“ bestätigt Franklin. „Der König wollte und wollte nicht . . .“

Der junge Ben lacht hell auf und unterbricht: „Das muß ich euch noch erzählen: Der Empfang Old Bens bei Ludwig XVI. Er sollte an einem Morgen, bei der Toilette des Königs, beim ‚lever‘, wie die Franzosen sagen, stattfinden. Die gute Madame Brillon in Passy, bei der wir öfter zu Gast waren, wollte Großvater dazu durchaus höfisch ausstaffieren mit Frack, Degen und Perücke. Ich höre noch heute seine Frage: ‚Was hat denn der König an?‘ Und die Antwort lautete: ‚Was soll ein Mann schon gleich nach dem Aufstehen anhaben, einen Schlafrock natürlich!‘ – ‚Und dann soll ich mich herausputzen lassen – wie – wie ein aufgeplusterter Truthahn, der bei uns auf dem Hof vor den Hennen herumstolziert – auf keinen Fall! Ich gehe, wie ich bin – ohne Putz und ohne Perücke! Man soll sehen, daß ich auch äußerlich ein Revolutionär bin! Daß ich nur einen Adel anerkenne, den Adel der Arbeit!“

Der Junge holt tief Luft, sitzt kerzengerade, als er weiterspricht: „Die Prophezeiung Urgroßvater Josiahs erfüllte sich: Der Tüchtige stand vor dem König! Da staunt ihr! Großvater hat sich allerdings nicht viel daraus gemacht. Was am Hofe geredet wurde, erfuhr ich nicht. Denn als ich ihn fragte, gab er mir zur Antwort: ‚Ach, mein Junge, über was

soll man wohl mit einem unausgeschlafenen und unangezogenen Mann groß sprechen! Ich besorgte mir Zeitungen, die über den Empfang des amerikanischen Gesandten bei Hofe schrieben, und las sie. Französisch hatte ich ja im Gymnasium, das ich dort besuchte, ganz ordentlich gelernt. Ganz Paris jubelte! Die Damen ließen sich ihr Haar à la Franklin, also pelzmützenartig frisieren und . . .“

„Halt!“ wirft Sarah hier ein, „was du jetzt erzählen willst, weiß ich besser.“ Sie tippt auf ein Tonbildchen des Vaters an ihrer Halskette. „Das bekam ich von Old Ben – nun sage ich auch schon so – mit einem Brief, worin es hieß: ‚Das Tonmedaillon war das erste seiner Art, das in Frankreich angefertigt wurde. Seitdem sind schon zahlreiche andere und in allen möglichen Größen hergestellt worden, zum Teil für die Deckel von Schnupftabakdosen, andere so klein, daß sie als Stein in einen Ring gesetzt werden können. Sie werden in unglaublichen Mengen verkauft. Sie haben, zusammen mit den Bildern, Büsten und Stichen, wovon Drucke über Drucke in alle Welt gehen, das Gesicht deines Vaters so bekannt gemacht wie das des Mondes.‘“

Franklin lacht und greift nach der Silberschale mit den frühen Äpfeln, die auf dem Tisch stehen. „Nun haben wir aber genug von Paris geredet! Daß ich 1782 unsern Friedensvertrag mit England unterschreiben konnte, der unsere Freiheiten urkundlich macht, war meine schönste Freude und meine größte Genugtuung.“

Als er den Apfel gegessen hat, sucht er in der Tasche nach dem Schnupftuch. Da stößt er auf etwas Hartes. „Ach, ich habe auch ein Medaillon. Ich bekam es als Abschiedsgeschenk vom König.“ Er legt das in Gold eingravierte Bild Ludwig XVI. auf den Tisch.

Bache greift zuerst danach. „Die doppelte Umrahmung ist dicht mit Diamanten besetzt“, stellt er erstaunt fest. „Ist ja ein Vermögen wert!“ „Mag wohl sein“, bestätigt Franklin. „Ich hätte das Andenken bei unserer Rückfahrt am liebsten den armen Bauern geschenkt, die so tief im Schatten leben, weil sie noch immer ihrem König, der angeblich von Gottes Gnaden ist, mehr abgeben müssen, als sie selber besitzen. – Aber sagt, was hat sich hier in letzter Zeit ereignet?“

„Die Landesversammlung von Pennsylvania hat dich zu ihrem Präsidenten gemacht!“

„Also bin ich auch noch Gouverneur geworden.“ Franklin steht auf und hält sich seine gichtige Seite. „Die Politik hat mein Fleisch gefres-

sen“, bemerkt er, sich selbst verspottend, „jetzt will sie mir anscheinend auch noch die Knochen abnagen . . .“ Doch dann wird er wieder ernst, als er fragt: „Und was wurde aus dem Gouverneur William?“ „Wegen seines Widerstandes nahm ihn der Kongreß in Haft und schob ihn später mit anderen Königstreuen nach England ab.“ „Unverbesserlicher Dickschädel, mein Sohn!“ brummt Franklin.

„Old Ben soll sich jetzt schonen!“ rät ihm besorgt seine Tochter. Und wirklich läßt Franklin bald darauf an sein Haus einen Seitenflügel anbauen und einen Rasenplatz herrichten. Und er liegt, wenn die Sonne scheint, in einem breiten, weichen Stuhl und liest oder spielt mit den kleineren der sechs Enkelkinder, mit denen ihn seine Sarah beschenkte. Und dann bastelt er noch in seiner Werkstatt an einem Stuhl, der zugleich als Leiter zu gebrauchen ist, und an einem verschiebbaren Büchergestell. Immer wieder sucht er Neues zu erfinden, Praktisches zu ersinnen.

1787 nimmt Benjamin Franklin noch an dem Kongreß teil, der die neue Verfassung vorbereitet. Trotzdem er mit dem Entwurf nicht einverstanden ist, stimmt er dafür, „weil er keinen besseren erwarten konnte.“

Um seine eigenen Ansichten und Absichten in die Tat umzusetzen, gründet er gleich danach die „Pennsylvanische Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei, Befreiung der auf gesetzwidrige Weise in Dienstbarkeit gehaltenen freien Neger und Verbesserung des Zustandes der afrikanischen Rasse.“

1789, nach der Wahl George Washingtons zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, überreicht Benjamin Franklin dem Repräsentantenhaus eine Schrift, in der er die Bitte ausspricht, das Haus möchte alle Macht aufbieten, dem Menschenhandel entgegenzutreten! Das ist seine letzte Handlung für die Menschlichkeit!

Präsident George Washington schreibt ihm dazu: „Wenn es das Herz eines Menschen befriedigen kann, daß er für seine Güte verehrt, für seine Fähigkeiten bewundert, für seine Vaterlandsliebe geachtet, für seine Menschenliebe wiedergeliebt wird, dann müssen Sie Trost und Befriedigung finden in dem Bewußtsein, daß Sie nicht umsonst gelebt haben.“

Am 17. April 1790 stirbt Benjamin Franklin im Alter von vierundachtzig Jahren. Seine von ihm selbstverfaßte Grabinschrift lautet:

**Hier liegt
BENJAMIN FRANKLIN
ein Buchdrucker.
(Gleich dem Einband eines alten Buches,
dem die Blätter fehlen
und Titel und Vergoldung verblichen sind.)
Sein Leib ist tot.
Aber das Werk lebt.
Es wird wiedererscheinen
in einer neuen, schöneren Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
vom Autor.**

i

